The University of Chicago
Libraries

1055. 2

Johannes Gutenberg.

Lincke

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig ist erschienen:

Schmidt, Julian, Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod. 4te vollständig umgearbeitete und verbesserte Auflage. 3 Bände. gr. 8. broch. 6 Thlr. 24 Ngr.

Schmidt, Julian, Geschichte der französischen Literatur seit der Revolution 1789. 2 Bände. gr. 8. broch. 5 Thlr. 18 Ngr.

Böttger, Adolf, Liederchronik deutscher Helden. 3. Aufl. Min.-Ausg. broch. 1 Thlr., eleg. geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 10 Ngr. — Der Fall von Babylon. Dichtung. T. A. broch. 1½ Thlr., eleg. geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 25 Ngr.

Lied und Bild deutscher Dichter und Künstler. in elegantem Carton. 1 Thlr. 20 Ngr., fein geb. 2 Thlr. 2½ Ngr.

Longfellow, H. W., Das Lied von Hiawatha, deutsch von Adolf Böttger. Taschen-Ausg. broch. 1 Thlr. 10 Ngr., eleg. geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 20 Ngr.

Meißner, Alfred, Gedichte. 7. Aufl. Min.-Ausg. broch. 1½ Thlr., eleg. geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 27½ Ngr. — Ziska. Gesänge. 7. Aufl. Min.-Ausg. broch. 1 Thlr. 10 Ngr., eleg. geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 25 Ngr. — Das Weib des Urias. Tragödie. 24 Ngr. — Der Prätendent von York. Trauerspiel. 1 Thlr.

Meyern, G. von, Ein Kaiser. Drama. Min.-Ausg. broch. 20 Ngr., eleg. geb. mit Goldschn. 28 Ngr.

Tempeltey, Eduard, Mariengarn. 2. Aufl. Min.-Ausg. broch. 16 Ngr., eleg. geb. mit Goldschnitt 24 Ngr. — Hie Welf — hie Waiblingen. 2. Aufl. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr., eleg. geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese Dichtungen eignen sich besonders durch innern Gehalt und äußere Ausstattung zu schönen Festgeschenken.

Johannes Gutenberg.

Kultur-historischer Roman

von

Paul Stein.

Zweiter Band.

Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1861.

Digitized by Google

PT 1105
.L565
no. 1569
v.2
c 1
Linke

Ueims Library

1.

Jede Zeitperiode hat ihre gemeinſamen Bedürfniſſe und Anforderungen, trägt alſo auch gemeinſame Gedanken und Geſinnungen in ſich, was hinwiederum in gemeinſamen Beſtrebungen ſich kund giebt. So drängte ſeit dem Wiedererwachen der griechiſchen und römiſchen Cultur das Bedürfniß nach freierem und leichterem Ideenaustauſche zu der großen Erfindung Gutenberg's hin, die ſchrankenlos jedem Wiſſen die Bahn zu öffnen verſprach. Das Zeitalter eines Dante, eines Petrarca, eines Wicklieffs und anderer großen Geiſter blitzte mit zündenden Funken in die Dunkelheit, welche die Barbarei roher Völker über die Denkmale des klaſſiſchen Alterthums ausgebreitet hatte. Italien, das einſt die helleniſche Bildung in ſich aufgenommen und mit

ſich zu Grabe getragen, wurde nach Jahrhunderten wieder die Wiege der Wiſſenſchaft und Kunſt, die auf den Trümmern der alten Herrlichkeit zu einem neuen Leben erwachten, deſſen göttlicher Athem, wie die Morgenfriſche nach dunkler, ſchwüler Nacht, das Nahen des Tages verkündete. Allein ſein goldenes, erwärmendes Licht blieb hinter hemmenden Wolken verborgen, und die ſchöne Blüthe entwickelte ſich nicht zu der nährenden Frucht, die in ihrem Keime lag. Mühſam, oft von den Wirren der Zeit unterbrochen, ſelbſt theilweiſe wieder von ihnen vernichtet, ſchritt die allgemeine Cultur nur langſam vorwärts und wollte, beſonders in Deutſchland, zu keiner ſegenbringenden Entwicklung kommen. Die politiſche Zerriſſenheit unſeres Vaterlandes, wie ſeine kirchlichen Verhältniſſe: der ewige Hader zwiſchen den Bedürfniſſen des Volkes und den Anſprüchen des Adels, wie der Herrſchſucht Roms, drückten den Sinn für das Schöne und Erhabene nieder und wirkten lähmend auf den Fortſchritt des geſammten Lebens ein. Die Wiſſenſchaft gerieth auf Abwege, der Kunſt mangelte die ruhige, bleibende Stätte, ängſtlich verkroch ſich die Gelehrſamkeit in das einſame Studirzimmer, oder wurde als Monopol des Clerus hin-

ter Klostermauern verwahrt und dort nur in einseitiger Weise gepflegt.

In Italien und dem damals so blühenden burgundischen Reiche, besonders in Flandern und Holland, kamen Künste und Wissenschaften unter der Huld liberaler Fürsten zu schnellerem Gedeihen. Die ersten großen Akademien entstanden und in diesen Pflanzschulen des Wissens wurde auf den Ueberresten des klassischen Alterthums eine neue Bildung angestrebt. Die Uebersetzungen der griechischen und römischen Schriftsteller mehrten sich; Forschung und Erkenntniß strebten nach Vereinigung. Neue Ansichten tauchten auf, — schöne Kunstwerke entstanden, und dieses bessere Streben weckte bald auch anderwärts das Verlangen nach gleichem Gute. Man stiftete Universitäten und die Zahl ihrer Lehrer und Schüler stieg zu einer Höhe, die fast an das Unglaubliche grenzt. Dennoch drang das geistige Aufstreben nicht in das Volk ein. Es blieb eine abgesonderte Sache und konnte deshalb auch in sich selbst die Stufe der Entwicklung nicht erlangen, welche allein bei allgemeinem Antheil, bei dem in das Mark und Blut der Gesammtheit übergehenden Verständniß möglich ist. Noch zog nur wie eine unklare

Ahnung das Verlangen nach freierer Geiſtesentwicklung und der damit verbundenen höheren Cultur, durch die Atmoſphäre der Zeit und weckte das Bedürfniß nach Mittheilung, nach Annäherung der geſchiedenen Elemente und ſomit den Wunſch nach leichterem Ideenaustauſche: nach Vervielfältigung von Buch und Schrift. Die Schreiber, welche die Kloſterbibliotheken mit ihren mühſamen Arbeiten vermehrten und meiſtens nur kirchliche Werke anfertigten, waren dem Geſammtleben von keinem Nutzen; kaum etwas mehr waren es die öffentlichen Schreiber, die zum nöthigſten, ſchriftlichen Austauſche, zu Gerichtsakten und dergleichen gebraucht wurden. Was die Schönſchreiber außerhalb der Klöſter lieferten, genügte nicht einmal für die Bibliotheken reicher Herren und die Bücherbedürfniſſe der Univerſitäten. Das allgemein ſich regende Verlangen nach freiem und leichtem Gedankenaustauſche konnte deshalb auch keine Befriedigung finden, was unſtreitig dazu beitrug, die Gährung dieſer Zeitperiode gefährlich anzuſchwellen und zu einer blutigen Criſis hinzudrängen.

Das Lehn- und Ritterweſen hatte ſich abgelebt, das Fauſtrecht war ſeinem Ende nahe, und die Mor-

gendämmerung geklärterer Ansichten drang unaufhaltsam durch die Gedankennacht langer Jahrhunderte. Ein lauter und geheimer Kampf zwischen den alten und neuen Mächten erschütterte die Gemüther und rang mit der alten Ordnung oder Unordnung der Dinge um den Sieg. Es entbrannte blutiger Streit um Gewissenszwang und Glaubensfreiheit, um veraltete Rechte und neue Ansprüche, während ein Suchen nach Wahrheit in Wort und Schrift sich kund machen wollte, und ein stiller Kampf begann den die Forschung unterstützte und der im Verein mit der friedlichen Arbeit einen Weg des Heils aus diesen Wirrnissen herauszufinden suchte.

In diese Zeit fielen die ersten Versuche der Vervielfältigung von Bild und Schrift mit Hilfe der Xylographie. Doch waren es vorerst nur Heiligenbilder mit kleinen Sprüchen oder einigen erläuternden Worten, die auf diese Weise entstanden und man kann sie kaum die ersten rohen Vorläufer der Buchdruckerkunst nennen. Am Rhein, hauptsächlich aber in den Niederlanden, machte sich zuerst die Kunst, vermittelst eines Reibers Bilder und Buchstaben von Holztafeln auf Papier oder Pergament abzudrucken, bemerklich und erregte im Anfange des

fünfzehnten Jahrhunderts einiges Aufſehen. Doch blieb es noch längere Zeit eine ſehr unvollkommene Sache; was in Holland, namentlich in Harlem darin zu Stande kam, und uns in einzelnen Denkmalen aufbewahrt blieb, zeigt das meiſte Geſchick und die frühzeitigſte Ausübung.

Es liegt wohl außer Zweifel, daß dieſe erſte rohe Form des Druckverfahrens Gutenberg's Aufmerkſamkeit in hohem Grade feſſelte, da nach allem, was aus ſeinem Leben bekannt iſt, hervorgeht, daß, was nur annähernd ſeiner großen Idee Vorſchub zu leiſten verſprach, mit Eifer und beiſpielloſer Ausdauer von ihm verfolgt wurde. Seine Geſchicklichkeit in mechaniſchen Arbeiten iſt um ſo mehr ein Beweis dafür, als es ihm, dem Sohne eines adeligen Hauſes recht ſchwer werden mußte, ſich dieſe zu erwerben, beſonders in einer Stadt, wo die Gewerbetreibenden den Patriziern ſo feindlich gegenüber ſtanden, und in einer Familie, deren Häupter bei allen ſtädtiſchen Streitigkeiten an der Spitze der Adelspartei ſich befanden. Daraus entſprang vielleicht mehr noch die ängſtliche Geheimhaltung, mit welcher Gutenberg ſeine Arbeiten hütete, als aus der Sorge um den einſtigen Gewinn der-

ſelben, oder aus dem Ehrgeize, der alleinige Erfinder genannt zu werden, denn Beſcheidenheit und Uneigennützigkeit waren Grundzüge ſeines Charakters und es iſt wohl anzunehmen, daß dasjenige, was er von früher Jugend an, durch die Vorurtheile ſeines Standes gezwungen, geheim halten mußte, von ihm auch in ſpäterem Lebensalter mit ängſtlicher Sorgfalt vor jedem profanen Auge gehütet wurde und ſo eine Urſache mit wurde, von ſeinem langen, mühſamen und geheimnißvollen Schaffen, in das Andere einzuweihen, ihn nur die äußerſte Nothwendigkeit bringen konnte. In den langen Perioden, in denen auch die ſorgfältigſte Forſchung von des großen Mannes Leben nichts entdecken konnte, muß die Phantaſie an die einzelnen Punkte, welche aus dieſen Zwiſchenräumen hervorragen, ſich ſtützen, ſie als Leitſtern benützen und ſie auszufüllen ſtreben, indem ſie den wahrſcheinlichſten Vermuthungen ſich unterordnet und im Vereine mit ihnen in romantiſcher Geſtaltung ein Bild der Zeit zu vergegenwärtigen ſtrebt, in deſſen Rahmen auch der Mann lebte, der durch ſeine Erfindung der Welt eine andere Geſtalt gab, und der nie ſich ſelbſt, nur Gott allein die Ehre davon zuerkannte, und in dieſer be-

ſcheidenen Größe von ſeiner Mitwelt mißhandelt und durch Jahrhunderte faſt vergeſſen ward, bis die fortſchreitende Civiliſation ihn als ihren Schöpfer anerkannte, die ausgleichende Geſchichte ihn als einen ihrer größten Männer pries und die dankbare Nachwelt ihn auf den Thron ihrer Götter erhob.

Doch greifen wir unſerer Erzählung nicht vor, verfolgen wir weiter mit dem Auge der Phantaſie den Lebensweg Gutenberg's; ſchauen wir gleich damit durch das bunte Glas romantiſcher Färbung, — geht ſeine ernſte Geſtalt, gehalten von der geſchichtlichen Wahrheit, auch darin nur dem einen Ziele entgegen, das ahnend ſchon ſeine Kinderſeele erfüllte.

Unmöglich konnte der mächtige Gedanke, der Gutenberg auf den Weg der Arbeit und Forſchung trieb, ihn lange in der kleinen Stadt Eltwill dulden, es drängt ſich vielmehr die Wahrſcheinlichkeit auf, daß er den bedeutenden Zeitraum, welcher zwiſchen der Vertreibung der Patrizier aus Mainz und ſeinem Wiederauftauchen in Straßburg liegt, dazu benutzte, die Welt kennen zu lernen und größere Kenntniſſe und mechaniſche Fertigkeiten ſich zu erwerben. Da ſein Name, wenn auch unbeſtimmt und in gehäſſiger

Weiſe in der Harlemer Buchdruckergeſchichte auftaucht, läßt ſich wohl nicht mit Unrecht die Vermuthung aufſtellen, daß er einige Zeit dort gelebt und ſich mit der durch Lorenz Köſter betriebenen Xylographie und der damit verbundenen, ſogenannten Briefdruckerei beſchäftiget habe, ebenſo liegt es ſehr nahe, daß er die mechaniſchen Fertigkeiten, mit denen er ſich in Straßburg ſeinen Lebensunterhalt erwarb, nur bei einem längeren Aufenthalt an Orten, wo dieſe in Flor ſtanden, erlernt haben konnte.

Im erſten Theile dieſer Erzählung begleiteten wir ihn bis an die Grenzen ſeiner Heimath. Dort trennte ſich, wie wir müſſen, Kuno von ihm und ſo hoffnungsvoll auch des Echos Verheißung in Angelo Bruſt nachhallte, blieb er mit dem Berge und ſeinem grauen Thurme verſchwunden, wo ihn Johann's Auge zuletzt erblickt hatte.

Antonio ſchlug den Weg nach Antwerpen ein, die beabſichtigten Geſchäfte dort möglichſt ſchnell zu betreiben und dann wieder nach dem Süden zu ziehen. Gutenberg wanderte gen Nordholland, die Stadt zu erreichen, in der die neue Kunſt, welche ihn ganz ausſchließend intereſſirte, ſchon viel weiter gediehen ſein ſollte, als in ſeiner Heimath. Auf den Rath

Antonio's, dem er jedoch nichts Bestimmtes über seine Pläne mitgetheilt hatte, vertauschte er die Kleidung seines Standes mit der eines wandernden Gesellen und auch Lorenz, der ihn als angeblicher Verwandter begleitete, suchte sein Schifferhabit dem seines Herrn möglichst ähnlich zu machen. So wanderten sie durch die feuchten Ebenen Hollands und kamen nach einigen anstrengenden Tagemärschen müde in Harlem an. Die fremde Stadt, deren Sprache Gutenberg nur annähernd aus bekannten Lauten verstand, brachte ihn anfangs zu keinem raschen Handeln. Ein Gefühl von Heimweh beschlich ihn. Die gewohnte Umgebung, die sorgende Mutter, der gute alte Lehrer und Katharina's holdes Bild wollten ihn den Weg zurückziehen, den er gekommen; dabei traten die ersten unbekannten Tagessorgen an ihn heran. Seine Barschaft ging zu Ende und er sah ein, daß er schon in der nächsten Zeit seinen Lebensunterhalt erwerben müsse, wolle er nicht in Noth gerathen. Botschaft in die ferne Heimath zu senden, war eine langwierige Sache, dann auch wollte er, vorerst wenigstens, keine Hülfe von dort verlangen, da er gegen den Willen seines Vaters und Bruders in die Welt gezogen war. Allein es

fiel ihm ſchwerer, als er gedacht, ſein Fortkommen zu finden, denn obgleich er viele mechaniſche Geſchicklichkeiten beſaß, hatte er eben doch kein beſtimmtes Gewerbe erlernt, und zudem wollte er in Harlem nur das eine erlernen: tiefere Einſicht in die Briefdruckerkunſt. Doch dies zeigte ſich ihm bald als eine faſt unmögliche Sache, denn gerade dieſer Zweig der Arbeit wurde noch ſehr geheim gehalten und nur Wenige beſaßen Geſchicklichkeit darin. Von dieſen war Lorenz der Küſter derjenige, der die beſten Sachen lieferte. Derſelbe, den ihm in der Eberbacher Abtei der niederländiſche Maler genannt, und deſſen Geſchicklichkeit ihn hauptſächlich nach dem Norden Hollands gezogen hatte. Doch gerade dieſer Mann ſchien unzugänglich. So oft er auch an ſeine Thüre anpochte, immer wurde ihm ein kurzer, abweiſender Beſcheid. Der Küſter arbeitete allein, — noch hatte er Niemand vergönnt, ſein Schaffen zu belauſchen, noch es über ſich gewinnen können, durch Hilfe dasſelbe ſich zu erleichtern und ſein Geſchäft auszudehnen. Was aus ſeinem Hauſe in die Welt herauskam, war das Werk ſeiner Hände, und eiferſüchtig auf ſeine Geſchicklichkeit, ehrgeizig auf ſeinen Ruhm, wollte er beides für ſich

allein behalten. Wohl ſah er die pekuniären Vortheile ein, die ein ausgedehntes Geſchäft für ihn haben würden, auch war es nicht ſein Wille, daß ſeine Kunſt mit ihm zu Grabe gehen ſollte, dennoch hatte er ſich bis jetzt nicht entſchließen können, fremde Menſchen in ſein Geheimniß einzuweihen. Er fürchtete Verrath an der Sache, und mit dem Wiſſen auch den Vortheil hinzugeben. Drum klopfte der deutſche Geſelle vergeblich an ſeine Thüre, und Gutenberg, ſo ſehr ihn auch das Verlangen trieb, den Küſter und ſeine Arbeiten näher kennen zu lernen, gab endlich mißmuthig fernere Verſuche auf. Nun aber blieb ihm nichts übrig, als entweder weiter zu wandern, ein fahrender Schüler — ähnlich dem fahrenden Spielmann oder in irgend ein Gewerbe als Geſelle einzutreten, um für ſich und Lorenz Brod zu verdienen. Beides ſagte ihm nicht zu und unſchlüſſig über ſeine nächſten Schritte wandelte er eines Tages vor den Thoren Harlems, als ein bekannter Ton aus einem nahen Gehölze an ſein Ohr drang. Es war ein deutſches Lied aus Kuno's Mund. Nach wenigen Minuten drückten ſich die Reiſegefährten die Hände, froh, ſich wieder zuſammen gefunden zu haben.

Der fahrende Spielmann ſah jetzt ſeinem Freunde viel ähnlicher, als wie ſie miteinander den Rhein herunter fuhren. Er trug gleich ihm ein einfaches bürgerliches Kleid, auch ſeine Züge drückten mehr Ruhe und Stetigkeit aus, — ſeine Stirn erſchien heller, minder tief gefurcht, — es war, als ob ein friſcher Jugendhauch über ſie hingeweht habe.

„Mein Inſtrument, meine bunten Lappen, meine tollen und ſchwermüthigen Launen habe ich einſtweilen in den Bergen des Rheines zur Ruhe gelegt,“ ſagte er zu Gutenberg, als ſie Arm in Arm der Stadt zuwanderten; „und will nun ſehen, ob ein anderes Leben mir noch ſchmeckt, will eine Zeit lang an Eurer Seite bleiben und verſuchen, auf Eure Weiſe die Welt zu betrachten, will mit Euch ein Stück Leben durchleben, mit Euch wandern, wenn Ihr weiter zieht, oder Euch doch folgen bis — nun ja, bis an das adriatiſche Meer, ſo es Euch gelüſten ſollte, in ſeinem heiteren Spiegel Euer ernſtes Bild zu ſchauen.“

„Es ſoll Euch nicht gereuen, Freund Kuno,“ erwiderte Gutenberg mit Wärme. „Solch tolle Wanderſchaften, wie Eure ſeitherigen, heilen kein

krankes Gemüth. Ein ſolches geſundet am eheſten in ruhiger, friedlicher Arbeit.

Kuno ſchüttelte ſein Haupt und ſagte:

„So meint Ihr, weil noch kein wilder Sturm über Euer Leben gegangen und ſeine innerſten Faſern zerſtört hat. Noch iſt es mir, ich könne nicht mehr geſunden, nur untergehen; — doch ſeit ich Euch gefunden, möchte ich es ſo nicht, wie ſeither, möchte im Untergange dem beſſeren Geiſte, der in mir fortgelebt, mehr Rechnung tragen, möchte dem, was vor meinem wie vor Eurem innern Auge ſteht, treuer dienen. Doch," fuhr er erregter fort, „mir iſt's, wir Beide hätten die rechte Bahn noch nicht gefunden, wir müßten ſie erſt ſuchen, und dabei müßte ein Schwert in unſerer Hand blitzen, ein Schwert, das Funken ſprühte, welche die Welt ſo hell erleuchten ſollten, wie jene gethan, die grauſig praſſelnd aus Huß' Scheiterhaufen über ſie hingefahren."

„Blut löſcht ihre Helle wieder aus," fiel Gutenberg ein. „Leichter wohl iſt es, mit dem Schwerte für eine Sache fechten, als in mühevoller Arbeit ihr dienen und an einem Tempel aufbauen helfen, der langſam emporſteigt, deſſen Altar aber nimmer geſtürzt werden kann. Das iſt mein Weg. Ich ſuche ihn zu fin-

den, durch Arbeit und Forſchung, und habe vorerſt mein ritterliches Schwert und die güldene Kette, die Abzeichen meines Standes, bei Seite gelegt; — Ihr thatet daſſelbe mit der wunderlichen Kleidung Eures unklaren, abenteuerlichen Gewerbes. So kommt denn und laßt uns gemeinſchaftlich verſuchen, in ruhigem Schaffen und in friedlicher Weiſe eine höhere Lebensbefriedigung zu erlangen."

„Und die glaubt Ihr in dem gewerblichen Treiben dieſes egoiſtiſchen kalten Hollands zu finden?" fragte Kuno verwundert.

„Ob hier oder anderwärts meine Kenntniſſe ſich vergrößern und mit dieſen mein inneres Glück, gilt gleich. In der Arbeit allein liegt die unverſiegbare Kraft, die den Fortſchritt alles menſchlichen Wiſſens bedingt, denn ſie iſt es, die dem Gedanken erſt das reelle Daſein giebt, die Idee verkörpert und ſo das Wollen des Geiſtes zum Segen der Menſchheit geſtaltet. Drum, Freund, greifen wir muthig und freudig zur Arbeit. Das Werk der Hände iſt des Geiſtes Kind und zugleich die Leiter, auf der er von Stufe zu Stufe zu lichter Höhe gelangt, wo der Blick ſich erweitert und immer mehr von Erde und Himmel umfaßt."

Kuno ſchwieg von Gutenberg's Wort und Ton bezwungen; er empfand die höhere Weihe, die in ſeines jungen Freundes Weſen lag und unterordnete ſich demſelben unwillkürlich. Weder ſeine vielſeitigeren Lebenserfahrungen, noch ſeine tiefere Kenntniß der Menſchen, ſelbſt nicht ſein Wiſſen, das durch die gelehrte Bildung ſeiner Jugend, die ſeine Mutter mit außergewöhnlichem Verſtändniß geleitet, größer war als das Gutenberg's, ſträubte ſich dagegen. Die Nähe deſſelben brachte ſeinem kranken, zerſtörtem Gemüthe eine Empfindung wiederkehrender Geſundheit, und wie friſches Leben regte es ſich in ihm. Die Vergangenheit mit ihrem Glücke, ihrem Schmerz und — ihren Sünden beunruhigte ihn weniger, und ohne viel darüber nachzudenken, beſchloß er, einige Zeit unbedingt dem Jünglinge zu folgen, der durch ſeine Theilnahme ſein geſunkenes Vertrauen zu der Welt und ſich ſelbſt wieder in ihm wachgerufen. Schweigend, jeder mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, traten ſie in die Stadt ein, wo Lorenz ihnen gleichſam als Wegweiſer zu der unanſehnlichen Herberge voranging, in welcher Gutenberg ſein beſcheidenes Unterkommen gefunden hatte.

Harlem war damals, wie heutzutage der Haupt-

ort eines Bezirkes von Nordholland, doch bedeutender durch Handel und Reichthum. Zwar waren seine Straßen noch nicht so schön mit Bäumen besetzt und seine Kanäle nicht so sauber und regelmäßig, allein auf beiden zeigte sich ein regeres Leben und die Menschen, welche hier einander begegneten, sahen alle äußerst wohlbehäbig aus und glänzten so weiß und freundlich, als müßten sie die Sonne ersetzen, die der Nebel der Nordsee ihnen so häufig verbarg. Der Sparren, welcher durch die Stadt fließt und Harlem mit Amsterdam verbindet, trug zur Zeit dieser Erzählung viele, schwer befrachtete Schiffe hin und her und es schien ein recht hübsches Theil von dem Reichthume der mächtigsten Handelsstadt Hollands dem kleinen Nachbarorte zuzufließen. Schöne Häuser standen in blanker Reihe den Kanälen entlang, Kirchen und öffentliche Gebäude schmückten die freien Plätze und über alle ragte majestätisch der hohe Thurm der Parochialkirche, welche durch ihren Umfang und ihre Bauart das interessanteste Gebäude Harlems war.

Nicht weit davon entfernt stand das Haus des Küsters dieser Kirche, stattlich und blank, wie frisch gewaschen in seiner röthlichen Steinfarbe und der

Reihe kleiner Fenſter, deren Bleieinfaſſung ſilberhell blinkte. Hinter einigen der Fenſter ſah man gemalte Töpfe mit hübſchen Pflanzen und Blumen, doch ſelten drängte ſich ein freundliches Angeſicht zwiſchen ihnen durch, um auf die Straße zu ſpähen, was im Verein mit der ſtets verſchloſſenen Thüre dem Hauſe ein ſtilles, faſt geheimnißvolles Ausſehen gab. Auch im Innern regte ſich, wie man zu ſagen pflegt, kein Mäuschen. Die blanken, weißgefegten Dielen ſchienen nur mit weichen Sohlen überſchritten zu werden, und ein unſichtbarer Geiſt jedes Stäubchen von den Hausgeräthen ferne zu halten; doch dem war nicht ſo — der ordnende und ſorgende Geiſt in dem Haushalte des berühmten Küſters von Harlem war nichts weniger als ein ätheriſches Weſen. Es war eine dralle Magd mit vollen Formen, lebhaften Augen und runden, rothen Wangen. Uebrigens und trotzdem in den meiſten Dingen mit jener pflegmatiſchen Ruhe begabt, die ihre Landsleute charakteriſirt, und die ihr kräftiges Naturell den Eigenheiten und Wünſchen ihres launigen Herrn fügbar machte. Seit einigen Tagen jedoch ſprach ſich eine ganz ungewöhnliche Ungeduld in ihren Zügen aus, welche die Unbedeutenheit derſelben hob

und ihren Augen einen beſondern Glanz verlieh, was ihre Erſcheinung recht anſprechend machte. Man konnte Dorte jedoch auch ohne dieſe Zuthaten eine hübſche, ſtattliche Perſon nennen, die ganz geeignet erſchien, dem Haushalte eines Witwers vorzuſtehen und ſich auf die Stufe einer höher geſtellten Dienerin zu ſchwingen. Dies war nun auch der Magd des Küſters ſchon längſt gelungen. Den kleinen Eigenſchaften ihres Herrn ſich fügend, hatte ſie in größern Dingen die Herrſchaft ſich zu erringen gewußt, doch gutmüthig von Natur war ſie auch zugleich die mütterliche Pflegerin ſeines jüngſten Kindes geworden.

Die Beſchäftigung, welche ſeit einer Reihe von Jahren den Küſter neben ſeinem Amte in Anſpruch nahm, ließ ihn den Tod ſeines Weibes kaum empfinden und im Vereine mit Dortens Sorge auch keine Nachwehen deſſelben. Manchmal freilich wurde es der Magd, die noch in jugendlichem Lebensalter ſtand, in dem ſtillen Hauſe zu einſam, allein Gewohnheit und andere Annehmlichkeiten ließen ſie dieſen Umſtand verſchmerzen; dann auch beſchäftigten ſie, wenn ſie einſam in der hinteren Stube am Spinnrocken ſaß, allerlei Pläne, welche

die langen Stunden des Alleinseins ihr kürzen halfen. Und dieser Stunden gab's immer mehr, je älter des Küsters Töchterlein wurde, denn Marianne fing an, kindliches Spiel und Geplauder einzustellen und tagelang neben dem Vater zu sitzen und seine Beschäftigungen nachzuahmen. Das war nun gar nicht nach Dortens Geschmack — aber was war zu machen? Das Kind, gewohnt, seinem Sinne zu gehorchen, worin sie selbst es bestärkt hatte, lauschte ihren Ermahnungen zwar mit einem sanften Lächeln, befolgte sie aber nicht.

Daß es im Hause bald anders werden müsse, war Dortens entschiedene Meinung; nur das Wann und Wie machte ihr Scrupel. Da pochte Gutenberg als wandernder Geselle, der Beschäftigung sucht, an die Thüre des abgeschlossenen Hauses, und seitdem verließ sie der Gedanke nicht mehr, daß ihr Herr seine einträgliche Erfindung mehr als Geschäft betreiben und dasselbe ausdehnen müsse. Was er in langsamer Arbeit zu Stande brachte und ihm gut bezahlt wurde, konnte durch Gehilfen eine Quelle großen Reichthums werden. Mit der Ausdehnung des Geschäftes kehrte dann auch unterhaltenderes Leben im Hause ein und manches konnte

leichter zu Stande kommen, was Dorte im Geheimen für Marianne und sich wünschte. Allein es gelang ihr nicht, sich mit Gutenberg noch ihrem Herrn zu verständigen. Der Eine war ihr zu ernsthaft — verstand sie doch kaum seine Sprache, der Andere zu heftig und mißtrauisch, sobald es sich darum handelte, ein fremdes Auge in sein Geheimniß eindringen zu lassen. Da klopfte ein zweiter Geselle am Hause des Küsters an, und mit ihm hatte sich Dorte schnell befreundet. Sein Anliegen, das er ihr gar heiter und gesprächig vorbrachte, nämlich: mit seinem Kameraden in die Dienste ihres Herrn zu treten, fand sogleich ihren entschiedenen Beifall und zwar in einem Grade, daß dem an Ruhe gewöhnten Küster nur wenige Stunden noch wurden, in denen seine Haushalterin ihm nicht die Vortheile vorführte, die treue und wackere Gehilfen bringen würden.

In der hellsten Stube seines Hauses finden wir den Küster beschäftigt, Figuren und Buchstaben in Holzplatten einzuschneiden. Er saß an einem großen, viereckigen Tische und blickte nicht einen Augenblick von seiner Arbeit auf. Ihm gegenüber befand sich ein junges Mädchen und trieb spielend dieselbe Arbeit. Nachdem sie einige Linien eingeschnitten,

beſtrich ſie dieſelben mit Farben, welche in kleinen Töpfen umherſtanden, legte Papierſtreifen darauf und rieb mit ihren feinen, weißen Fingern darüber hin. Drückte ſich dadurch irgend eine beſtimmte Form deutlich ab, lächelte ſie ſtill vor ſich hin und ſah dann ihren Vater an, als wolle ſie ihr Werk ihm zeigen. Doch ſchien es, als wage ſie nicht, ihn zu ſtören, denn kein Laut kam aus ihrem Munde. Von Zeit zu Zeit lugte ſie verſtohlen nach ſeiner Arbeit hinüber, oder ſchrieb ſie auch Buchſtaben und Zahlen in verſchiedener Größe auf kleine Papierſtreifen. So ging es eine Stunde und drüber in faſt feierlicher Stille fort. Da öffnete Dorte geräuſchlos die Thüre, blieb jedoch auf der Schwelle ſtehen und winkte Marianne zu ſich hin. Sie ſah heute beſonders ſtattlich aus. Ein grellrothes Kleid fiel bis auf ihre Fußſpitzen herab, und das Mieder von gleicher Farbe war beſonders ſorgfältig über der vollen Bruſt mit weißen Litzen zuſammengehalten, den vollen Hals und Nacken freilaſſend, die ein loſe eingeſtecktes Tuch nur zweifelhaft verhüllten. Die glatte, blaue Schürze legte ſich feſt um die runden Hüfte und hob ſie recht verführeriſch hervor, während über den hohen, kappenartigen Kopfputz

eine Art Schleier geworfen war, welcher die Haare nonnenhaft verdeckte, die Stirne knapp umſchloß und im Nacken ineinandergeſchlungen in langen Ecken herabfiel. Weite, weiße Schutzärmel zogen ſich über die eng anliegenden rothen her und erzählten mit einiger Koketterie von Fleiß und Reinlichkeit.

Marianne ſah den geheimnißvollen Wink der Magd und erhob ſich, nach einem forſchenden Blick auf ihren Vater ſo leiſe, daß er es nicht bemerkte und ging der Thüre zu.

„Was giebt's?“ fragte das junge Mädchen kaum hörbar.

Doch ſtatt aller Antwort zog Dorte ſie in das kleine Vorzimmer hinaus und ſchloß die Thüre hinter ſich zu; dann ſagte ſie raſcher, als ſie ſonſt zu ſprechen pflegte:

„Die Zwei ſind wieder da und harren draußen auf der Hausflur. Wollen wir's dem Vater ſagen?“

„Jetzt, Dorte? — Bei Leibe nicht. In dieſer ſchwierigen Arbeit darf er nicht geſtört werden.“

„So? Hat er eben etwas Beſonderes? Ja, dann freilich iſt es klüger, man läßt ihn in Ruhe. Aber du könnteſt ſie einmal anſehen — den netten jungen Mann, und dann wollen wir heute Abend gemein-

ſchaftlich in den Vater dringen, daß er ſie als Geſellen annimmt."

„Ach, Dorte," erwiderte Marianne zaghaft, „ich glaube kaum, daß der Vater einwilligt. Du hätteſt beſſer den Geſellen die Thüre unſeres Hauſes gar nicht geöffnet."

„Lieber ſie allen Menſchenſeelen ganz abgeſchloſſen für Zeit und Ewigkeit," fiel die Magd etwas heftig ein. „Damit wir vollends wie in einem Gefängniſſe ſäßen! Du mein Gott, wo ſoll denn das hinaus? Wirſt du doch jetzt auch bald flügge, liebes Vögelein. Drum laß uns ſorgen, daß du die Flügel künftig beſſer rühren kannſt als ſeither."

„Wie du wieder ſchwatzeſt, Dorte? Ich verſtehe nicht, was du damit ſagen willſt. Bin ich doch glücklich, neben dem Vater zu ſitzen und ſeine Arbeiten ihm abzulauſchen."

„Zu was ſoll das noch lange? Die Mädchen brauchen andern Zeitvertreib. Doch abgeſehen davon, bleibt's unverantwortlich, aus der Sache nicht größeren Gewinn zu ziehen, — denn ſage ſelbſt, Herzchen, wie viel kann dein Vater neben ſeinem

Amte zu Wege bringen, und ſeine Erfindung könnte ihm mehr eintragen als ſein Amt.“

„Dann mag er ſein Amt aufgeben,“ meinte Marianne.

„Du ſprichſt kindiſch,“ eiferte Dorte. „Was? Sein Amt aufgeben — ein Erbamt, — ein angeſehenes Amt — ein Ehrenamt, das ſchon dein Urahn von ſeinem Vater erbte, aufgeben? Warum nicht gar? Nein, nein, nein. Man giebt nicht auf, was man hat. Dazu thun, iſt beſſer — und das ſoll er, Gehilfen ſoll er annehmen, daß die Heiligenbilder und die ſchönen Sprüche zu Hunderten verkauft werden können, — dann wirſt du bald zu den reichſten Mädchen der Stadt zählen und kannſt dein Auge hoch erheben. Das Küſteramt mag auf die Buben deiner Schweſter übergehen, auch das Geſchäft, aber das Gold, das deines Vaters Kunſt einträgt, auf dich und — doch das Alles wird ſich ſchon finden. Sieh dir nur jetzt einmal die Geſellen an — es ſind ſchmucke Burſche, ſehen aus wie guter Leute Kind, ſo anſtändig, ſo manierlich, — fleißig und brav ſind ſie gewiß auch und ſollen bald nicht höher, als zu unſerem Hauſe ſchwören, — dafür will ich ſchon ſorgen. Hilf mir nur jetzt,

daß ſie herein kommen. Die hintere Stube richte ich dann zur Werkſtätte her und oben unterm Dache die große Kammer zur Geſellen-Schlafſtube.

Marianne ſchüttelte leicht ihr bleiches, doch ſehr anmuthiges Haupt, allein ſie entgegnete nichts mehr und folgte mit niedergeſchlagenen Augen der Magd auf die Hausflur. Dort harrten Gutenberg und Kuno auf den Herrn des Hauſes, deſſen Nichterſcheinen Dorte zu entſchuldigen ſuchte und ihnen einſtweilen ſein Töchterlein vorſtellte, welches eben ſo ſehr, wie ſie es wünſche, daß Herr Lorenz zur größeren Verbreitung ſeiner Kunſtwerke Gehilfen annehmen möge.

Kuno verbeugte ſich tief vor dem bleichen, verlegenen Kinde; Gutenberg jedoch konnte eine etwas unzufriedene Bewegung nicht verbergen.

„Geduld, Freund!“ flüſterte ihm Kuno zu. „Kleine Umwege ſind nöthig, um zum Ziele zu kommen.“ Darauf wandte er ſich an Marianne, während ſein Auge Dorte verſicherte, daß ſeine Rede eigentlich ihr gelte und er nur die Form beobachte, indem er ſich an die junge Herrin des Hauſes wende. Er ſetzte in raſcher, munterer Weiſe ihr Verlangen auseinander, die Briefdruckerei zu erlernen und verſicherte wie-

derholt, daß nur der große Ruf des Küsters von Harlem sie von Haus und Heimath fortgetrieben habe, und sie ihm treu und ergeben bleiben würden bis in Ewigkeit, so er sie als Gehilfen bei sich aufnehme.

„Allerdings," fügte Dorte mit klugem Blicke hinzu, „müsset ihr, sobald der Herr euch bei sich aufnimmt, denken: die bleibende Stätte für euch sei hier. Dem treuen Gesellen wird das Haus des Meisters zur Heimath; denn nur kommen, sehen und lernen und es dann weiter tragen, davon kann keine Rede sein. Verpflichten müßt ihr euch —"

„Zu was, schöne Magd?" unterbrach sie Kuno. „Zum Ausharren in Eurer Nähe? — Braucht's dazu eines besonderen Wortes? Schaut uns nur freundlich an, wird's Weiterziehen zur Unmöglichkeit."

„Ihr seid ein loser Schelm. Euch ist nicht zu trauen," erwiderte Dorte mit drohendem Finger, doch zeigte das höhere Roth ihrer Wange, daß Kuno's Galanterie auf empfänglichen Boden gefallen.

„Sagt Euren Vater ein freundliches Wort, holdes Mägdlein, und seid versichert, wir werden ihm

treu und fleißig dienen!“ wandte ſich Gutenberg an Marianne.

Sie hob langſam ihr geſenktes Auge empor, indem ein leichter Roſaſchimmer flüchtig über ihre blaſſen Wangen zog, ſah ihn prüfend an, und ſagte:

„Ich will es thun. Kommt morgen in der Abendzeit wieder, dann ſollt ihr beſtimmten Beſcheid erhalten.“

„Er muß einwilligen, — es iſt ja zu ſeinem eignen Vortheil,“ plauderte Dorte mit Kuno, „und den Buben bringt nur kecklich mit. Der iſt im Haushalt zu gebrauchen. Es wird dann doch Arbeit vollauf hier geben. Meine guten und ruhigen Tage ſind dahin, — das ſeh ich kommen.“

„Dafür vertreiben wir Euch die Langweile. In den Feierſtunden ſinge ich Euch Lieder und erzähle Euch ſchöne Geſchichten,“ verſicherte Kuno mit vielſagendem Blicke.

„Gehabt Euch wohl bis Morgen, holdes Jungferlein, und ſorgt für guten Beſcheid,“ bat Gutenberg und Marianne nickte ihm einen freundlichen Abſchied zu, ſah Kuno flüchtig an und ſagte zu Dorte, als die Beiden weggegangen waren:

„Der große Geſelle wird des Vaters Kunſt fördern, der Andere nicht, ſo ſteht's in ihren Geſichtern und meinem Gemüthe.“

„Mir iſt aber dennoch der Andere lieber,“ dachte die hübſche Magd; „denn der wird ein munteres Leben in das ſtille Haus bringen.“

2.

So kam es denn auch. Der Zeitraum weniger Jahre veränderte das Haus des Küſters von Harlem ſehr weſentlich. Herrſchte auch immer noch in allen Verhältniſſen ein geordneter, ſtetiger Gang, zeigte ſich doch ein ganz anderes Leben darin als früher. Von dem pekuniären Vortheile, den ihm die Arbeit vieler Hände brachte, wurde das ängſtliche Mißtrauen des Küſters überwunden und zwar ſo, daß er es räthlich fand, bald nach Gutenberg's und Kuno's Aufnahme, noch mehrere Gehilfen ihnen beizugeſellen. Dadurch wurde es laut in dem ſtillen Hauſe — und Dortens ruhige Tage waren dahin.

Sie war jedoch zufrieden mit dieſer Veränderung, denn der ſchnell ſich mehrende Wohlſtand ihres Herrn galt ihr wie ein eignes Gut, da ſie die

geheime Hoffnung hegte, einſt noch von der Dienerin zur Frau des Hauſes emporzuſteigen. Allein es ging nicht ſo ſchnell damit, als ſie gehofft; ſo ungehindert ihr Herr ſie auch im Hausweſen ſchalten und walten ließ und ihr darin viele Herrſcherrechte einräumte, ſchien ihm doch der Gedanke nicht kommen zu wollen, die hübſche Haushälterin zur Frau Küſterin zu machen. Dorte beſaß jedoch in allen Dingen Geduld und Ausdauer und gab dieſen Lieblingswunſch keineswegs auf, war übrigens zu ehrenhaft, um dem Küſter in verlockender Weiſe entgegenzukommen und wartete lieber mit ſtoiſcher Ruhe den rechten Augenblick ab, in der ſichern Zuverſicht, daß er endlich kommen müſſe. —

Die Erfindung, von Holztafeln vielfältige Abdrücke zu machen, welche der Küſter mehrere Jahre als geheime Kunſt allein betrieben, war jetzt bei ihm zu einem offenen Geſchäfte geworden, das ihm viel eintrug und ihm den Namen Lorenz Köſter der Briefdrucker erwarb. Dieſe Kunſt blieb jedoch noch immer eine ſehr unvollkommene, mühſame und ſehr langſam ſich entwickelnde Sache und beſchränkte ſich vorerſt auf Heiligenbilder mit kurzen Textworten zur Erklärung derſelben, oder kleinen Bibelſprüchen.

Dennoch brachte es Meiſter Lorenz vielen Gewinn, da die Heiligenbilder ſehr geſucht und theuer bezahlt wurden. Dies mochte mit dazu beitragen, daß es mit der Vervollkommnung des Holztafeldrucks nur ſehr langſam vorwärts ging und der Küſter mehr damit ſpekulirte, als durch neue Verſuche, welche Opfer koſteten, ihn zu verbeſſern ſtrebte. Er beſchickte die Meſſen mit den Erzeugniſſen ſeiner Werkſtätte und Kuno, welcher weniger Geſchmack an der Arbeit ſelbſt fand, wurde von ihm als Verkäufer benutzt und war dadurch häufig abweſend. Gutenberg dagegen verließ nur ſelten die Werkſtätte, noch ſeltener das Haus, — Eigenſchaften, die ihn dem Meiſter werth, bald unentbehrlich machten, denn es lag Köſter viel daran, ſeine Gehilfen an ſeine Perſon und ſein Haus feſt zu ketten, damit durch ſie ſeine Erfindung nicht weiter verbreitet und ſo ſein Vortheil geſchmälert werde. Gutenberg's gutes Beiſpiel ermunterte zur Nachahmung und hatte eine beſtimmte, ſtrenge Hausordnung, wie ſelbſtverſtändlich zur Folge. An den Wochentagen verbrachten die Geſellen die kurzen Feierſtunden zu Hauſe; der Sonntag gehörte theils der Kirche, theils wurde er zu gemeinſchaftlichen

Spaziergängen verwendet, denen beizuwohnen der Meiſter ſelten unterließ. Gutenberg arbeitete gewöhnlich ſelbſt am Feierabende noch, ja oft Nächte hindurch in ſeinem Kämmerlein, das er mit keinem der Gehilfen, auch nicht mit Kuno theilte. Dieſe Vergünſtigung hatte er ſich mit Dortens Hilfe zu erringen gewußt, und unter den Hausgenoſſen verbreitete ſich dadurch, freilich nur im Scherze das Gerücht: der ernſte deutſche Geſelle befaſſe ſich mit geheimen Künſten.

War er einmal nicht in der Kammer oben, dann ſaß er neben Marianne und ſah ihr zu, wie ſie zeichnete und malte, oder auch ſich mühte, Figuren in Holztafeln einzuſchneiden. In der letzteren Kunſt unterwies er ſie und dies machte ihr Freude — weniger die Sache ſelbſt. Es ging ihr zu langſam von ſtatten; war ſie doch viel ſchneller mit Umriſſen auf dem Papiere fertig und fand dieſe dazu noch viel anmuthiger. Doch auch nur ſelten genügte ihr eine Zeichnung, meiſtens warf ſie die halbvollendeten Skizzen bei Seite und fing etwas neues zu entwerfen an.

„Es wird nie ſo, wie es vor meiner Seele ſteht,“

klagte ſie Gutenberg; und insgeheim klagte er ihr nach:

„Wann wird meiner Hände Werk ſo werden, wie mein Geiſt es verlangt, ſoll nicht Alles nur Phantaſiegebilde bleiben!“

Er beſchäftigte ſich gerne mit Marianne, deren ſinnige Weiſe ihm theure Erinnerungen aus der Heimath vorführte. Hatten ſie gemeinſchaftlich irgend eine Arbeit vollführt, ſtrahlte ihr blaues Auge ihn ſo innig an, daß es ihm war, Katharina's Blick weile auf ihm, und ein Gruß der fernen, lieben Seele berühre die ſeine, dann faßte er wohl auch von ſüßem Weh ergriffen, des Mädchens Hände, und der Ton wurde inniger, in dem er mit ihr ſprach. So kam es denn, daß der deutſche Geſelle mit den langen braunen Locken der Tochter des Küſters immer theurer wurde.

Um die andern Hausgenoſſen kümmerte ſich Marianne wenig; Kuno vermied ſie ſogar, ſeine freien Manieren verletzten ſie und ſein Humor, der ihm Dortens beſondere Zuneigung erhielt, ſchreckte ſie von den Geſellen zurück. Nur mit dem jungen Lorenz war ſie noch freundlich, der als ein gefälliger, dienender Burſche, die Gunſt Aller beſaß.

Wenn Gutenberg Heimweh überkam, dann ſuchte und fand er Beruhigung bei Marianne. Ihr allein mochte er von ſeiner Heimath erzählen, von der theuren Mutter und der lieben Baſe, die ihr ähnlich ſähe und dem guten Pater. Sie befragte ihn nie neugierig nach Stand und Namen der Seinen; — das Bild genügte ihr, das er mit Liebe von ihnen entwarf, und wenn er ihr Auge mit dem Katharina's verglich, war es ihr, ſie müſſe ihm eben ſo theuer ſein, wie die ferne Verwandte und damit war ſie zufrieden. Klagte er, daß er erſt einmal Nachricht von zu Hauſe erhalten, ſuchte ſie ihn zu tröſten und vertraute ihm, was ſie Schönes und Liebes allnächtlich von den Seinen träume und daß ihre Träume ſelten trügen. So hätte ſie auch ihn ſchon im Traume geſehen, ehe er ihr Haus betreten, und das allein habe ſie damals bewogen, mit Dorte gemeinſchaftliche Sache zu machen, um den Vater zu beſtimmen, die fremden Geſellen aufzunehmen.

Meiſter Lorenz bemerkte bei dem Eifer, mit dem er ſeine Kunſt und den Handel mit den Erzeugniſſen derſelben betrieb, das innige Hinneigen ſeines Kindes an Gutenberg nicht. Allein Dorte wurde es plötzlich bemerklich; es fiel ihr mit einem Male auf,

daß Marianne kein Kind mehr ſei, wie ſie es zu der Zeit geweſen, als die Geſellen in's Haus gekommen, und es erſchien ihr nachgerade nothwendig, ihren Herrn auf die Gefahr aufmerkſam zu machen, die dem Herzen ſeines Kindes drohe. Gefiel ihr auch die Perſon Gutenberg's wie ſein ganzes Weſen, ſo war es doch ſehr fraglich, ob ſich ſeine Herkunft und ſeine Vermögensverhältniſſe für die Tochter des Küſters ſchickten, der täglich reicher und angeſehener wurde. Noch waren ihr dieſe Dinge gänzlich unbekannt, denn trotz dem, daß ſie von Neugierde keineswegs frei war und bereits Alles aufgeboten hatte, Kuno über dieſen Punkt zum plaudern zu bringen, war es ihr doch noch nicht gelungen, darüber etwas Gewiſſes zu erfahren. Daß Kuno ſie hier abſichtlich in der Irre herumführe, durchſchaute ſie und das machte ihr die beiden Geſellen mitunter verdächtig. Aber Kuno war nun einmal ihr Liebling, und Gutenberg wurde für Meiſter Küſter immer unentbehrlicher. Sorge um Marianne, verbunden mit dadurch geſteigerter Neugierde, wie auch der Entſchluß, ihre eignen Wünſche und Hoffnungen endlich in Erfüllung zu bringen, drängte ihr die Nothwendigkeit auf, um jeden Preis eine vertrauliche Unterredung mit ihrem

Herrn herbeizuführen. Allein das war eine ſchwere Sache geworden, ſeit das ſtille Haus ſich in ein geſchäftliches verwandelt hatte. Nirgends zeigte ſich eine paſſende Stunde, ein geeigneter Ort dafür. Der Meiſter hatte ſo vielerlei zu thun, war ſelten ungeſtört, und kamen einige ruhige Augenblicke, ſchloß er ſich in ſeine Stube ein und war für Jedermann unzugänglich.

Doch Dorte hatte nun einmal beſchloſſen, den Meiſter eine Stunde für ſich allein zu haben und überwand mit friſchem Muthe alle kleinlichen Bedenklichkeiten, entfernte, ſelbſt auf die Gefahr hin, geſcholten zu werden, die Geſellen ſammt Lorenz eines Abends mit allerlei Aufträgen aus dem Hauſe — eine Sache, die ſie noch nie gethan hatte. Nur Gutenberg wagte ſie nicht, um einen derartigen Dienſt zu bitten und ſie mußte es eben geſchehen laſſen, daß er allein bei Marianne blieb, als ſie ihren Herrn mit wichtiger Miene abrief, und ohne ihm eine Erklärung zu geben, ihn in ihr jungfräuliches Gemach führte, in deſſen Heiligthum noch nie ein männliches Weſen getreten war.

„Denkt nichts Uebles von mir, daß ich Euch hieher führe," hob ſie, nicht ohne einige Verlegen-

heit an, doch ſchnell gefaßt, denn einmal mußte der erſte Schritt geſchehen, ſetzte ſie beherzt hinzu: „Man hat nirgend ein Plätzchen mehr im Hauſe, wo ſich ein vertrauliches Wörtchen reden läßt, abſonderlich mit Euch, Herr Lorenz. Ihr begrabt Euch ſo völlig in Eure Geſchäfte, daß für Unſereins Euch keine Minute Zeit mehr bleibt.“

„Darfſt darüber nicht klagen, Dorte,“ erwiderte der Küſter verwundert. „Du gabſt die erſte Veranlaſſung dazu. Denke nur darüber nach; — übrigens iſt es gut ausgefallen.“

„Ja, ja. Ihr werdet reich dadurch — aber die Dorte, die hat nichts davon, als das Schlimme, was neben dem Guten herläuft, darauf habt Ihr freilich nicht das geringſte Augenmerk — und will ich einmal meines Herzens Laſt erleichtern, muß ich allen Anſtand bei Seite ſetzen, und Euch faſt mit Gewalt hier in mein Kämmerlein führen.“

„Was iſt's denn? Was haſt du, Dorte? Du machſt mir wirklich bange. Iſt im Hauſe etwas Schlimmes vorgefallen?“

„Wie man's nimmt, Herr. Doch vor allen Dingen will ich von mir beginnen, — denn am Ende hat der Menſch auch Pflichten gegen ſich ſelbſt, ob-

gleich ich dies, seit ich in Eurem Hause bin, ganz außer Acht gelassen habe. Mehr als zehn Jahre bin ich nun in Euren Diensten, — meine schönste Lebenszeit ging darüber hin, und nie hätte ich geglaubt, daß Ihr meine Treue und Anhänglichkeit so lange unbelohnt lassen würdet."

„Was verlangst du denn dafür? Sag's frei heraus," mahnte verwundert der Küster, und fügte hinzu, daß er recht wohl wisse, daß sie ihm unentbehrlich sei und er gerne ihre Dienste reichlich belohnen wolle.

„Lohn und immer nur Lohn," murrte Dorte. „Von Dankgefühl und Anhänglichkeit kein Wort. Ich werde doch nicht ewig Eure Magd bleiben sollen, Meister Lorenz? Nu, das wäre mir eben recht. Drum hört: wie ich da vor Euch stehe, trete ich demnächst in mein dreißigstes Jahr; noch sehe ich passabel aus, ein paar Jährlein später nennt man mich alte Jungfer, und das, Herr, ist ein Titel, nach dem ich nicht trachte und wie ich denke, es auch nicht nöthig habe, sobald ich mich verheirathen will."

„Was zum Henker ist in dich gefahren, Dorte?" rief voll Erstaunen der Küster, indem er sie von oben bis unten maß und dabei bemerkte, daß sie

wirklich eine gar hübſche uud ſtattliche Perſon ſei, und beinahe zu viel Anſtand und Würde für eine Dienerin habe.

„Gar nichts beſonderes iſt in mich gefahren,“ erwiderte ſie ruhiger. „Denn längſt iſt es feſt in mir beſchloſſen, nur als Frau in das dritte Jahrzehnt meines Lebens einzutreten.“

„Ich meine,“ fiel der Küſter ein, „daß du dies ſchon vor vier Jahren gethan?“

„Dorte wurde wieder unruhiger, doch warf ſie nur verächtlich hin: „Was wißt Ihr denn davon? Ich habe Euch meinen Taufſchein nie gezeigt, und kurz und gut, Ihr könnt Euch nun nach einer andern Magd umſehen, oder — was beſſer für Euch und Euren Haushalt wäre, um eine Ehefrau.“

Der Küſter riß ſeine Augen weit auf und ſtarrte die Magd fragend an. Sie fuhr fort:

„Eurem Kinde iſt eine Mutter jetzt noch mehr von Nöthen, als in der Zeit, wo ich das arme Waislein über den Tod Eures Weibes zu tröſten hatte; — denn das Herz fängt an, ſich bei Marianne zu regen, — das Kind iſt kein Kind mehr, und ein Mutterauge muß über ihr wachen, ſoll's kein dummes Zeug geben.“

„Wie, was ſagſt du von Marianne?“ fragte der Küſter von einem Erſtaunen in's andere fallend.

„Ei, Herr, habt Ihr denn nichts als Eure Geſchäfte im Sinn, und merkt nicht, daß Eurem Töchterlein und Eurem erſten Geſellen die jungen Herzen ſtärker klopfen, als zu Nutz und Frommen für Euer Haus iſt? Ihr denkt zu wenig über Dinge nach, die doch auch nicht gerade Sache der Magd ſind, und wenn ich das Mädchen nicht wie eine Tochter liebte, hätte ich geſchwiegen und es Euch überlaſſen, über dem Glücke Eures Kindes zu wachen.“

„Wie kann ich an ſolche Dinge denken?“ fiel der Küſter erſchrocken ein. „Das mußt du thun, Dorte, drum aber darfſt du auch nicht fort aus meinem Hauſe. Wie magſt du nur ſolches denken?“

„Das iſt nun einmal nicht anders, Herr. Ich habe meinem Schutzpatron einen heiligen Eid geſchworen: nicht länger als bis zum dreißigſten Jahre ledigen Standes zu bleiben,“ erwiderte Dorte feierlich. „Was kann ich da noch ändern, ſelbſt wenn ich wollte? Ich darf doch nicht meineidig werden.“

„Nun dann in Gottesnamen, wenn du durchaus heirathen mußt,“ erwiderte der Küſter mit einem

tiefen Athemzuge, „ſo heirathe ich dich lieber ſelbſt, als daß ich dich ziehen laſſe.“

„Endlich!“ jubelte Dorte in ihrem Innern, doch ſagte ſie mit vieler Gelaſſenheit:

„Ihr? So, ſo — ja das wäre allerdings ein Ausweg. Ich will mir's überlegen, wenn es Euch wirklich Ernſt damit iſt.“

„Was braucht's da langer Ueberlegung?“ widerſprach er, indem er einen wohlgefälligen Blick auf ſie warf. „Schlage ein und werde, was du bis auf einige Punkte eigentlich ſchon lange warſt, die Hausfrau hier und laß dann, bis wiederum auf einige Punkte, alles beim Alten bewenden. Wir wollen's in der Stille abmachen und möglichſt ſchnell, wegen dem Gerede der Leute.“

Dorte zögerte nun nicht länger mit ihrer Zuſtimmung und war über die leicht gelungene Sache ſo vergnügt, daß ſie Marianne und Johann, die in der ſtillen Abendſtunde ungeſtört beiſammen ſaßen, ganz darüber vergaß. Als ihr endlich das junge Paar wieder einfiel und ſie von ihrem Zukünftigen wiſſen wollte, was hiebei zu thun wäre, fand ſie ihn völlig rathlos, da er weder den geſchickten Geſellen entlaſſen,

noch durch eine Verbindung mit Marianne ihn fest an sich ketten wollte. Er hatte andere Pläne mit seinem Kinde. Reichthum und Schönheit sollten Marianne ein vornehmes Haus öffnen, sein Amt und Geschäft einst auf die Söhne seiner ältesten Tochter übergehen, die schon seit vielen Jahren verheirathet war. Da nun aber die beschlossene Heirath mit Dorte nicht recht zu diesem Plane stimmte, lag es nahe, auch Mariannens Zukunft anders aufzufassen, und es war zu überlegen, in wie fern der tüchtige Geselle sich dafür eigne. — Seine Heirath mit Dorte sah der Küster als eine Nothwendigkeit an, da er ihre Treue und Zuverlässigkeit für unentbehrlich hielt. Dabei machte auf einmal ihre hübsche Persönlichkeit Eindruck auf ihm, und eine Heirath mit ihr, ihm zu einer angenehmen Sache. Was nun wegen Mariannens Herzensregung zu beschließen sei, gab eine lange Berathung, in welcher der Küster endlich beschloß, den Heimathsverhältnissen des Gesellen nachzuspüren, welche, wie Dorte behauptete, ganz absonderlicher Art sein mußten, und eben so gut Schlimmes, wie Gutes bergen könnten.

Während nun in Dorte's kleinem Stübchen so Wichtiges verhandelt und abgemacht wurde, saß Ma-

rianne ſtill vergnügt neben Johann und prüfte mit ihm einige Arbeiten der letzten Zeit.

„Könnte man nur die Holzſchnitte raſcher mehren," ſagte das Mädchen mit kindlicher Ungeduld, „daß Vielſeitigkeit in die Sache käme, — auch die Farben wollen nicht ſo feſt halten und ſo klar werden, wie es ſein ſollte. Mir iſt's, Johann, es müſſe an des Vaters Erfindung noch gar vieles verbeſſert werden, bis ſie mit Recht den Namen einer Kunſt verdiene."

„Allerdings müßte dafür erſt Höheres erreicht werden, als die Stuben mit Heligenbildern zu ſchmücken," ſetzte Johann hinzu.

„Wie meint Ihr das?"

„Ich meine, daß was wir ſchaffen beſſer werden, und mehr zum Wohl der Menſchheit dienen ſollte," erwiderte er nach einigem Nachdenken.

Das Mädchen ſah ſinnend vor ſich nieder und ſprach dann mehr zu ſich ſelbſt als zu Johann:

„Die Heiligenbilder erfreuen ein andächtiges Herz, und ſind ſie gut gruppirt und in ſchönen Farben ausgeführt, auch das Auge. Sie ſind eine Zierde in jedem Hauſe — und man kann auch beten zu

ihnen. Beides iſt doch eine Wohlthat für den Menſchen. Iſt's nicht ſo, Johann?"

„Gewiß, Marianne, und Ihr ſeht ja, wie eifrig wir an der Arbeit ſind und ſie zu vervollkommnen ſtreben; und ſtände der Geldgewinn Eurem Vater nicht oben an, ließe er uns mehr Verſuche wagen, Beſſeres käme zu Stande. So bleibt's vorerſt nur der rohe Anfang einer Kunſt, die göttliches — —". Er ſtockte.

„Fahrt doch fort!" bat Marianne. „Ihr habt oft ſo ſchöne, große Gedanken! Ich höre Euch ſo gerne zu."

„Ach, was nützen die beſten Gedanken, wenn die Kraft fehlt, ſie in Thaten umzuwandeln," ſagte Gutenberg mit Schmerz und ſenkte ſein Haupt.

„Seid nicht muthlos," beſchwichtigte ſie, „ich weiß gewiß, Ihr werdet einſt noch Großes vollbringen. In Eurem Auge ſteht's geſchrieben, deutlich, als ob's Gott ſelbſt hineingezeichnet hätte. Drum blickt auf und ſeid heiter, Ihr könnt es ſein, denn in Euch wohnt eine Kraft wie in wenig Andern. Wenn Ihr trauert, was ſoll ich denn thun?" — Sie lächelte wehmüthig. und legte ihre kleine zarte Hand vertraulich auf ſeine Schulter und fuhr nach

einer Pauſe fort: „Soll ich Euch ein Kunſtwerk von meiner Hand zeigen? — Wollt Ihr ſehen, woran ich lange im Geheim gearbeitet, bis ich es endlich zu Stande gebracht? — Wollt Ihr mich auch lehren, die Umriſſe in Holz einſchneiden, und mir dabei helfen, daß es raſch voran geht? — Seht, das würde mich glücklich machen. Doch ganz in's Geheim müßte es geſchehen — iſt's fertig, überraſchen wir den Vater damit."

Er nickte ihr freundlich bejahend zu und raſch holte ſie aus einer Schublade eine ſkizzenartige Zeichnung und legte ſie mit fragendem Blicke ihm vor.

„Das habt Ihr gezeichnet!" rief er überraſcht. „Wie ſchön iſt dieſe Gruppe — und wie geeignet für den Holzſchnitt. Kein ähnliches gutes Bild haben wir bis jetzt geliefert."

„Wirklich? Wirklich? Wie mich das erfreut. — Es iſt alſo wirklich gelungen? O, dann nehmt es, und ſchneidet es allein in Holz. Ihr wißt, ich habe dazu wenig Geſchick und Geduld. Euch wird's gelingen und Ihr habt dann den größeren Theil an dem Werke."

Die Zeichnung ſtellte den Heiland zwiſchen zwei bren-

nenden Kerzen auf einem Altare ſtehend dar. Vor ihm kniete der Papſt, dem ein Kardinal die dreifache Krone über das Haupt hielt. Das Ganze war mit den Symbolen des Leidens Chriſti umgeben.

„Die Inſchrift fehlt noch,“ ſagte Marianne. „Die müßt Ihr verfaſſen. Ja, dichtet einen ſchönen Reim dazu, das ſpricht oft mehr zum Herzen, als die Bibelſprüche oder gar eine trockne Auslegung.“

„Dichten und ſingen verſtehe ich nicht“ entgegnete er lächelnd. „Davon wißt Ihr ſicher mehr, ſo ſagen es wenigſtens Eure Augen, die blau wie der Himmel von himmliſchen Dingen erzählen.“

Sie ſah ihn groß an und ein roſiger Schimmer verſchönte ihr bleiches Geſicht.

„Katharine!“ klang es in ſeinem Herzen, und Marianne fühlte das ihre erzittern unter ſeinem innigen Blick. Eine ſüße namenloſe Angſt überkam ſie, und daß ſie mit dem jungen Geſellen allein ſei, fiel ihr mit einemmale auf.

„Sind wir denn ganz allein?“ fragte ſie naiv und trat einen Schritt von ihm zurück. „Wo bleiben denn nur die Andern, der Vater und Dorte?“

„Soll ich nach ihnen rufen, Marianne? Fehlt

Euch etwas, Eure Wange glüht, und Eure Bruſt erbebt unter den Schlägen Eures Herzens.“

Johann faßte bei dieſen Worten theilnehmend beide Hände des bangathmenden Mädchens, und ſie neigte ſich, wie magnetiſch angezogen, zu ihm hin und flüſterte:

„Mir iſt ſo eng, ſo ſonderbar; — o, mein Herz —“ dann ſank ſie in ſeine Arme. Die Gluth ihrer Wangen wich einer Todenbläſſe — der Athem entſchwand ihr.

„Marianne, theures Kind, blickt auf! — mein Gott, ſie ſtirbt! — Marianne!“ rief der junge Mann entſetzt und ſuchte mit ſeinem Hauche ihre kalten Hände zu erwärmen.

Da öffnete ſich die Thüre und der Küſter trat mit Dorte ein.

„Steht der Jungfrau bei!“ bat Johann voll Schrecken, auf die Erblaßte zeigend.

Dorte wechſelte einen ſchnellen Blick mit ihrem Verlobten, beſprengte die Ohnmächtige mit Waſſer und leitete ſie dann aus dem Zimmer.

„Was heute in meinem Hauſe nicht alles vorgeht!“ ſagte der Küſter kopfſchüttelnd und gab Gutenberg einen Wink, ſich neben ihm niederzulaſſen

und bat ihn nach einigen Umſchweifen, ihm in Beziehung auf ſeine Herkunft und Familienverhältniſſe ohne Hehl und Rückhalt nähere Aufklärung zu geben, indem dies in ſeinem eigenen Intereſſe nothwendig ſei. Gutenberg gab ihm hierauf die Verſicherung, daß er einer ehrenhaften Familie angehöre, bemerkte ihm jedoch, ſich nicht auf weitere Erörterungen einlaſſen zu können, und ſetzte hinzu: er wiſſe ja, daß er ihn als Meiſter ehre, und ebenſo auch hoffe, ſeine Achtung ſich erworben zu haben, — mehr bedürfe es zu ihren beiderſeitigen Beziehungen nicht, und ſie wollten ohne weitere Erklärungen ſofort zuſammen bleiben, bis das Schickſal es anders beſchließe.

„Gerade aber das Schickſal" widerſprach der Küſter, „macht eben Miene, ſich in unſer Verhältniß einzumiſchen, drum wäre gegenſeitiges Vertrauen von beſonderem Werthe, um es entweder damit zu bannen, oder zum Glücke zu leiten."

Johann ſagte, daß er ihn nicht recht verſtehe, — was aber auch kommen möge, es werde ihn ſchwerlich mehr lange in ſeinem Hauſe und in Harlem halten, er warte eben auf Nachrichten aus der Heimath, die darüber entſcheiden würden. Dieſe ruhige

Erklärung überraſchte den Küſter im höchſten Grade. Er hatte, wie es in damaliger Zeit Sitte war, nicht anders geglaubt, als ſeinen guten Arbeiter für Lebenszeit in ſeinem Geſchäfte und ſeinem Hauſe zu behalten — und Gutenberg, der beſte unter ihnen, erklärte nun, ohne irgend einen Grund dafür anzugeben, daß er weiter wandern wolle, und er war doch erſt einige Jahre in ſeinem Dienſte. Das kam ihm ſo unerwartet und ſo ungeſchickt, daß er wünſchte, Johann's Familienverhältniſſe möchten ſich ſo genügend herausſtellen, um ihn mit Mariannens Hand für immer binden zu können, und er fühle ſich ganz geneigt ſeine hochfahrenden Pläne mit dieſem Kinde dranzugeben — und meinte, es könne Gutenberg nicht Ernſt mit dem ſein was er eben geſagt; doch dieſer verſicherte ihm offen, er denke ganz ernſtlich daran, weiter zu ziehen, denn es verlange ihn noch mehr zu ſchauen und zu lernen, als dies in Harlem möglich ſei."

„Ihr wollt mich täuſchen!" unterbrach ihn Meiſter Lorenz mit ängſtlicher Haſt. „Was könnt Ihr noch mehr ſehen und lernen wollen, da das, was Ihr bei mir geſehen und gelernt, zu Reichthum und Anſehen führt? Ihr gedenkt es doch wohl nicht

zu meinem Nachtheile auszubeuten? Gar den Meister zu überflügeln? — Das wäre schlecht, Geselle; ich duldete es auch nicht, und müßte ich mich mit Gewalt Euch entgegenstellen. — Doch laßt uns in Güte die Sache überlegen. — Reicht mir die Hand und hört, — ich will Euer Bestes. — Sind Eure Familienverhältnisse von der Art, daß sie sich zum Hause des Lorenz Köster passen, wäre ich Willens Euch Sohn zu nennen. Marianne liebt Euch, Ihr sie wohl nicht minder, drum binde ihre Hand uns für's Leben zusammen, so Ihr von guter Herkunft seid und einiges Vermögen besitzet."

„Beides ist der Fall, Meister Lorenz," erwiderte Gutenberg mit einiger Unruhe, „dennoch aber muß ich Euren Antrag zurückweisen. Zürnt mir nicht darob, und glaubt, mir wird noch lange Zeit die bleibende Stätte versagt sein, denn mein Ziel ist ein fernes, vielleicht ein unerreichbares."

„Sprecht deutlicher. Wir können uns vielleicht doch verständigen," drängte Lorenz.

„Nimmermehr Meister, denn Ihr hängt zu sehr am Gewinne um je Großes zu erreichen. Das kann man nur wenn man sein ganzes Leben daran giebt." —

„Ihr urtheilt wie die Jugend — unreif, überspannt! Vertraut Euch mir an. Kramt Eure Weisheit immerhin aus, — ich thue die Meinige dazu, und wir wollen ſehen, welche Vortheile uns daraus erwachſen.“

„Verſchwendet Eure Worte nicht, Meiſter Lorenz. Unſere Wege laufen auseinander — und es iſt an der Zeit, daß wir ſcheiden. Euch genügt das Kleine, beengt iſt Eure Anſchauungsweiſe vom Großen und Ganzen!“

„Alſo Ihr, Ihr, mein Geſelle habt ſo gar Großes in Eurem Kopfe ſtecken, daß mein ſchönes Geſchäft und mein Kind Euch nicht zu halten vermögen, und gedenkt Euren Meiſter weit zu überflügeln!“ rief der Küſter aufſpringend. „Habt wohl im Geheimen ſchon Vorbereitungen dazu gemacht — aber ſo kommt Ihr nicht aus meinem Hauſe. Erſt will ich erforſchen, was Ihr in den ſtillen Stunden der Nacht in Eurer einſamen Kammer getrieben, und dann will ich ſehen, ob der Geſelle, der ſo tief wie Ihr in des Meiſters Kunſt geblickt, nicht gehalten iſt, eine Reihe von Jahren bei ihm zu verbleiben. Ich wollte Euch gut, — wollte Euch ſelbſt mein Kind zum Weibe geben, und ſo lohnt Ihr es mir? —

Aber mit Nichten, Geſelle. Noch biſt du in meinem Hauſe, ſtehſt bei mir in Arbeit — biſt kein freier Vogel, der fliegen kann, wohin es ihm beliebt.“

„Ihr könnt mich nicht mit Gewalt zurückhalten, noch weniger das beanſpruchen, was ein Werk meiner Feierſtunden iſt,“ entgegnete Gutenberg entrüſtet.

„Was ich kann, ſollt Ihr bald erfahren. Noch heute hole ich mir Rath bei den Vollſtreckern des Geſetzes und will doch ſehen, ob ein Harlemer Bürger von einem fremden Geſellen überliſtet werden darf.“

Damit ging er aus der Stube und befahl Dorte, Niemand, am wenigſten aber Johann, die Thüre des Hauſes heute Abend zu öffnen. Dann warf er ſich in ſeinen Sonntagsſtaat und verließ das Haus, das er von Außen ſorgfältig abſchloß. Gutenberg ging in ſeine Kammer und nahm aus einer wohlverſchloſſenen Truhe allerlei kleine Geräthe, verſchiedene Holzplatten, Papiere, Blätter und Rollen, umwickelte eilends Alles mit Linnenſtreifen, die er aus ſeinem Leibweißzeug ſchnitt und ordnete dann die Gegenſtände in einen Pack zuſammen. Aengſtlich ſah er eine Weile auf dieſen Schatz, dann verbarg er ihn in einer Ecke der Kammer und zog

dort hinter zwei losen Brettern etwas hervor, das er schnell auf seiner Brust verwahrte. Als es ganz still im Hause blieb, und er wiederholt das Schloß seiner Thüre untersucht hatte, legte er sich, angekleidet, auf sein Lager. Doch lange wollte kein Schlaf in seine Augen kommen, denn gespannt horchte er auf jeden Laut, der von unten heraufdrang, und erst nach Mitternacht verfiel er in einen Halbschlummer, in dem beängstigende Bilder ihn quälten. Er wollte sich aus dem bangen Schlafe aufraffen, doch vermochte er es ebenso wenig als in erquickendes Vergessen zu versinken, da klopfte es leise an seiner Thüre und „Johann, wacht auf!" klang es draußen mit zitternder Stimme. Er fuhr empor, nicht wissend, ob er geträumt, oder wirklich sei, was er vernommen, — da klopfte es wieder. — Schnell öffnete er nun die Thüre und sah, von einem Mondstrahle erhellt, Marianne bleich und zitternd vor sich stehen.

„Ihr müßt fort, heute Nacht noch, gleich!" stieß sie aus krampfhaft beengter Brust hervor, dann sich etwas fassend, fuhr sie fort: „Zaudert keinen Augenblick, wollt Ihr nicht gezwungen noch Jahre lang hier bleiben, ein Gefangener im Hause Eures Mei-

ſters, oder gar in ein Gefängniß wandern, da man Euch unheimlichen Weſens zeiht. Packt, was Ihr im Geheimen geſchafft, raſch zuſammen, und folgt mir, ich will Euch ſicher aus dieſem Hauſe geleiten."

„Marianne, wie ſoll ich Euch danken!"

Sie ſchüttelte ihr Haupt und ſagte:

„Keinen Dank. Eilt! kommt! Ich öffne Euch die Hinterthüre und führe Euch hinüber in die Kirche. Dort kenne ich einen verborgenen Ort, an dem Euch Niemand ſuchen wird. Dort bleibt Ihr bis Morgen Abend, — ſobald es ſicher iſt, rufe ich Euch ab, und zeige Euch ein Schifflein, das Euch mit nach Amſterdam nimmt. Seid Ihr in jener Stadt, werdet Ihr leicht weiter entkommen können."

„Und Lorenz und Kuno?" fragte Gutenberg zaudernd. —

„Die werden Euch folgen, wenn Ihr es wünſcht, ſobald es ohne Aufſehen geſchehen kann. Doch denkt jetzt nur an Euch und kommt."

Gutenberg zog den Pack aus ſeinem Verſtecke, warf ihn auf die Schulter und folgte Marianne, die ihm leiſe voranging, die Hinterthüre des Hauſes aufſchloß und ſchnell mit ihm der Kirche zueilte. Mit einem mächtigen Schlüſſel öffnete ſie hier eine

Seitenpforte und drängte Johann durch dieſelbe. Es war dunkel und kalt in der Kirche. Marianne faßte die Hand ihres Schützlings, indem ſie ihm zuflüſterte:

„Ich muß Euch führen, damit Ihr nicht ſtrauchelt.“

Schnell und ſicher ſtieg ſie trotz der herrſchenden Dunkelheit eine Treppe hinan, dann zog ſie ihn durch einige Gänge, in die hin und wieder ein Lichtſtreifen fiel, dann ging es wieder aufwärts, bis ein ſcharfer Luftzug ihnen entgegen kam, und es heller um ſie wurde.

„Wir ſind auf dem Thurme;“ ſagte Marianne. „Hier neben dem Glockenhauſe iſt ein eingeſchloſſener Raum, in dem Euch Niemand ſuchen wird.“ Dann ſchlüpfte ſie vorſichtig zwiſchen den mächtigen Glocken hindurch, ängſtlich zurückſpähend, ob auch er mit ſicherem Schritte folge. „Hier durch dieſe Oeffnung geht hinein;“ bedeutete ſie ihn, ein Brett zurückſchiebend. „Es iſt ein ſchöner verborgener Platz, hoch über der Erde; manche Stunde habe ich darin zugebracht. Wartet geduldig bis ich Euch abrufe. Wenn der Tag um iſt, der bald grauen wird, komme ich wieder; — denkt indeſſen über Eure nächſte Zukunft nach.“ —

Damit ſchob ſie das Brett vor die Oeffnung, nachdem ſie noch raſch ein Körbchen mit Eßwaaren neben Gutenberg geſtellt hatte. — Er hätte ſie gerne noch um allerlei befragt, doch ſchon war er allein, und kein Laut von ihr mehr vernehmbar. Da ſtand er nun hoch über der Stadt mit ihren Bewohnern: — ein Flüchtling, den man böſer Dinge verdächtigte, dem man die Freiheit des Handelns zu rauben drohte, — geleitet in ſicheren Verſteck von einem Mädchen, deſſen Beſitz er verſchmäht und das ihn dennoch beſchützte.

Ein Weh, eine leiſe Reue wollte ihm das Herz beengen — und wie von einem Zauberſtab herauf-beſchworen, er ſtand plötzlich vor ſeinem innern Auge ein ſchönes Bild: der Liebe Glück, und des häusli-chen Heerdes rührende Freuden — und verführeriſch klang es in ihm: „Marianne, in dir hätte ich dies Alles finden können — ein zufriedenes, heiteres Loos und vielleicht auch an deiner Seite die Vollendung meines Werkes. Doch nein — nimmermehr!“ wi-derſprach er ſich ſo laut, daß es in dem Thurme wie leiſe Geſpenſterſtimmen nachhallte. „Mein gan-zes Leben — all mein Sein und Denken gehört dazu.“

Er trat an eine kleine Oeffnung, die ihm den

Blick in's Freie gönnte. Unter ihm lag die Stadt, von einem Nebelſchleier überzogen, doch über ihm wölbte ſich in reinem Blau der Himmel und des Mondes volles Antlitz ſah freundlich zu ihm nieder. Die Bruſt wurde ihm wieder freier; in langen Zügen athmete er die friſche Luft ein, die ihn umwehte. Dicht neben an dröhnten die Glocken und verkündeten den nahenden Tag. Der Mond ſenkte ſich langſam in die bleiche, unendliche Ferne des Meeres, während im Oſten ein Purpurſtreifen den Horizont umſäumte. Der Nebel fiel immer tiefer zu Boden, ein Haus um das andere ſtieg um die hohe Kirche her aus ihm empor, und weithin zeigte ſich eine friſch grüne Ebene mit niederem Buſchwerke und freundlichen Ortſchaften. Wie die Sonne höher ſtieg, fuhren die Nebel, welche noch theilweiſe die Landſchaft bedeckten, pfeilſchnell über die See, vermiſchten ſich mit ihren Wellen und gingen in ihnen unter. Da erglänzten und ſchimmerten ſie in grünlich goldener Pracht; die weite, bleiche Fläche, in die der Mond ſich niedergetaucht, ſchmückte das goldene Tageslicht nun mit tauſend lebendigen Reizen.

Gutenberg erquickte ſich von ſeinem hohen Standpunkt aus eine Weile an dem herrlichen Tage, dann

aber nahm er den Pack zur Hand, öffnete ihn und prüfte seinen Inhalt mit dem Interesse und der Freude, die jedes mühsame und noch dazu geheim ausgeführte Werk hervorruft; doch bald trat tiefes Nachdenken an die Stelle der Freude und schnell, unmerklich fast, gingen ihm die einsamen Stunden in dem Thurme dahin. Der Abend kam, und noch lagen seine Schätze zerstreut um ihn her. Er hatte bald auf das Eine, bald auf das Andere den sinnenden Blick geheftet und ganz vergessen, wo er war, und was ihn hieher geführt.

Mit der beginnenden Dämmerung fiel ihm plötzlich seine Lage schwer auf die Seele und der Gedanke: wenn Marianne nicht kommen könnte, was dann werden würde, drängte sich ihm unangenehm auf. Schnell ordnete er Alles wieder in einen Pack zusammen und lauschte gespannt auf jeden Laut, der von unten kam. Doch umsonst, — Stunde um Stunde ging hin, — er zählte jeden Schlag der nahen Uhr, und die stillen Pausen füllte vergebliches Harren peinlich und namenlos langsam aus. Schon strich die frische Morgenluft abermals durch die Ritzen des Thurmes, und Marianne war noch immer nicht da. Von Ungeduld getrieben, trat er

aus ſeinem Verſtecke — und horch, es huſchte die Treppe herauf, und faſt athemlos nahte Marianne und winkte ihm herabzukommen. Ohne ein Wort zu ſprechen, eilte ſie voran. Sie nahm ſich nicht einmal Zeit, die Kirche zu verſchließen und bog raſch in eine enge Seitengaſſe ein, die nach dem Fluſſe führte. Dort deutete ſie auf ein kleines, bedecktes Schiff und war kaum noch fähig, zu ſagen:

„Gott geleite Euch!“

„Marianne, nehmt meinen Dank!“ ſprach er mit tiefer Rührung, ihre zarten Hände an ſeine Lippen preſſend. „Und hier nehmt das Beſte, was mir in Eurem Hauſe gelungen als Angedenken an Euch. Nehmt es hin — und bewahrt es gut, und fällt Euer Auge darauf, denkt freundlich meiner.“

Er zog ein Büchlein aus ſeiner Bruſt und legte es in ihre Hände und eilte dann dem Schiffe zu.

Sie ſah ihm nach, — dann ſah ſie auf ſein Geſchenk, — allein der Thränenflor, der ihr Auge umſchleierte, ließ ſie nicht recht erkennen, was es ſei. Erſt, als ſie ſpäter den theuren Schatz zu Hauſe prüfte, fand ſie ein Buch von etwa zwanzig Seiten mit Schrift und Bildern — beides von

Holztafeln abgedruckt, die einzelnen Blätter auf der Rückſeite zuſammengeklebt, geheftet und mit einer bunten Decke verſehen.

„Er will Bücher, nicht blos Bilder drucken,“ ſprach ſie leiſe vor ſich hin. „Das wohl iſt das Ziel, wonach er ſtrebt; — ein großes, ſchönes Ziel! Aber welch mühſame Arbeit? — Möge ſie ihm leicht werden, und das Verlangen ſeines großen Geiſtes ihm nicht jedes Herzensglück rauben.“

Sie ſenkte ihr Haupt und heiße Thränen fielen auf das Büchlein nieder, dann ſchloß ſie es ſorgfältig ein und nur Sonntags, wenn ſie aus der Kirche kam und ganz allein in ihrem Kämmerlein war, nahm ſie es aus ſeinem Verſteck und las darin, andächtig die Hände darum gefaltet, wie um ein Gebetbuch.

Als das bleiche Mädchen in noch jugendlichem Alter ſtarb, fand ihre Stiefmutter das Büchlein auf ihrem Herzen und zeigte es voll Verwunderung Meiſter Lorenz.

„Das iſt Gutenberg's Werk, — der Lohn ſeiner nächtlichen Forſchungen und Arbeiten,“ ſprach dieſer. „Aehnliches ſteht längſt in meinem Sinne, und

bald ſollen aus meiner Werkſtätte nicht nur Bilder-blätter, ſondern auch Bilderbücher die Welt in Er-ſtaunen ſetzen. Der deutſche Geſelle ſoll es mir nicht zuvorthun, und ſeinen Meiſter in Harlem über-flügeln.“

3.

Gutenberg entkam auf dem Schifflein, zu welchem ihn Mariaune geleitet, unangefochten nach Amsterdam, und beschloß, an diesem Orte Kuno's und Lorenz' Ankunft abzuwarten. Da er nicht wußte, wie bald sie ihm nachkommen würden, theilte er seine kleinen Ersparnisse weislich ein und begnügte sich mit einem sehr nothdürftigen Unterkommen in einer Schenke, nahe dem Landungsplatze, an welchem die meisten Schiffe aus Harlem anhielten. Er spähete, so oft ein neues Fahrzeug ankam, nach seinen Gefährten; doch erst nach einigen Wochen vergeblichen Harrens traf Lorenz ein, dem es nur schwer gelungen war, dem Hause des Küsters zu entfliehen, da man nach Gutenberg's unbegreiflichem Entkommen ein wachsames Auge auf ihn hatte. Nur mit Mariannens Hülfe gelang es ihm endlich, sei-

nem Herrn zu folgen. Sie gab ihm Grüße und ein Schreiben an Johann mit, das ihm die Kunde brachte, Kuno werde nicht mehr nach Harlem zurückkehren, er habe die Nachricht gesandt, daß er die Dienste des Küsters für immer verlassen wolle. Von Rotterdam aus, wo er Geschäfte für Meister Lorenz besorgt, habe er diesem mitgetheilt, daß er lange genug in Harlem gelebt, deshalb nun für immer von ihm und seinem Hause Abschied nehme, und ihn zugleich bitte, seinem Freunde Johann zu sagen, er werde vorerst in die Heimath am Rheine wandern, er möge indessen gen Süden ziehen, dort würden sie sich einst wieder begegnen, wenn das Schicksal es nicht anders beschließe.

Marianne setzte hinzu, daß ihr Vater an eine Verabredung zwischen ihnen glaube und sehr erboßt darüber sei; er solle sich deshalb sogleich von Amsterdam entfernen, um nicht in etwaige Ungelegenheiten zu kommen, da dem Meister das Recht zustehe, auf den flüchtigen Gesellen zu fahnden.

Kuno's Entschluß überraschte Gutenberg, denn er hatte ihm vor seiner Geschäftsreise auch nicht die leiseste Andeutung davon gegeben. Ob plötzliche Sehnsucht nach Hemma ihn wieder rheinaufwärts

trieb, ob ihm vielleicht eine Nachricht von ihr zugekommen, die ihn dazu veranlaßte? — waren Fragen, die ſich ihm aufdrangen, für die er jedoch keine beſtimmte Antwort fand. Kuno's Reiſe nach ſeiner fernen Heimath erweckte lebhafte Erinnerungen in ihm und heiße Sehnſucht nach den Lieben dort. Des Heimwehs namenloſer Schmerz ſchlich ſich in ſein Herz ein und wollte ihn Kuno nachziehn. Doch nur kurz gab er ſich dieſem Gefühle hin. Nach dem Kampfe weniger Stunden blieb ihm kein Zweifel mehr, welchen Weg er einzuſchlagen habe:

Auf der begonnenen Fahrt weiter durch die Welt, — ſehen, — lernen, — das Geſammelte zuſammenhäufen, — die Perlen davon ausſondern und ſie dann aneinanderreihen zu einer Krone für die Menſchheit, welche mit friedlicher Macht ſie einſt ſegenbringend beherrſche — blieb der Leitſtern, der ihn nach ſich zog und deſſen Licht jeden egoiſtiſchen Wunſch erblaſſen machte.

„Auf, mein getreuer Junge, ein weiter Weg liegt vor uns," mahnte er Lorenz mit leuchtenden Augen. „Wir wollen jetzt Hollands Grenze zu überſchreiten ſuchen und Frankreichs Boden betreten; dort mit Arbeit und Muth durch die größeren Städte

uns ſchlagen, dann nach der Schweiz wandern und dann, guter Lorenz, geht's über die Alpen dem ſchönen Italien zu; in die mächtige Markusſtadt, wo uns Antonio's gaſtliches Haus einen freundlichen Willkommsgruß bietet. Dort werden wir Schönes und Großes ſehen und lernen. Dort hat das Handwerk zur Kunſt ſich aufgeſchwungen, und aus Werkſtätten ſind Fabriken geworden, welche weltberühmte, herrliche Sachen liefern. Schon als Kind verſetzten mich einige davon in ſtaunendes Entzücken, und Antonio meinte: In Venedig erſt würde ſich mir das wahre Verſtändniß der Gewerbthätigkeit und ihr großer Werth für das Geſammtwohl der Menſchheit recht augenſcheinlich erſchließen. Drum friſch auf! Hier nimm die kleinere Hälfte des Schatzes, den ich aus Harlem gerettet, und lade ſie auf deine jungen Schultern, — die größere iſt, wie billig, für mich. Dieſer Schatz, ſo ſchwer er auch unſere Schultern drücken wird, muß mitwandern, denn er iſt das Werk vieler Nächte und tiefen Nachdenkens."

„Herr, gebt die ſchwerere Hälfte mir; — ja laßt mich Alles tragen," bat Lorenz. „Es will mir nicht zu Sinn, daß ein edler Junkherr, wie Ihr, beladen gleich einem wandernden Geſellen ſein ſoll;

— begreife, offen heraus, überhaupt nicht, was Ihr mit all den vielen Sachen nur wollt. Das Briefdruckergewerbe habt Ihr ja in Harlem gründlich ſtudirt, und ich weiß auch etwas davon zu erzählen. Wir könnten in der Heimath ein prächtiges Geſchäft damit gründen. Freilich wohl würde Eure vornehme Verwandtſchaft übel dazu ſehen, — allein es müßte ja nicht grade Eltwill ſein, wo wir uns niederließen. Ich wette, das hochmüthige Mainz öffnete Euch ſogleich ſeine Thore, wenn Ihr als ein Gewerbtreibender dadurch einziehn wolltet. Drum ehe wir eine ſo weite Wanderſchaft und noch dazu eine ſo beſchwerliche und gefährliche antreten, überlegt das Für und Wider erſt hin und her, edler Junkherr. Der Kuno iſt rheinaufwärts und würde ſicher in Mainz bei uns bleiben und wie bei dem Harlemer Meiſter bei Euch den Verkäufer machen.“

„Du giebſt ganz guten praktiſchen Rath, mein Junge — und doch kann ich ihn nicht befolgen, — ſchon um meines Vaters und Bruders willen nicht, die mich verſtoßen würden, wenn ich ein Zunftgenoſſe des ſtolzen Mainz zu werden gedächte, das ſeine adeligen Söhne ſo arg mißhandelt hat. Doch

nicht um deſſentwillen allein bleibe ich der Heimath fern. Was ich bis jetzt gelernt, iſt nur ein kleiner Anfang der Kunſt, die ich mit Gottes Hilfe in ſpäterer Zeit zum Endziel führen kann. Doch willſt du in die Heimath zurückkehren, ſo ſcheiden wir hier. Ich will dich nicht halten — dich nicht an mein unbeſtimmtes Geſchick binden. Ja, ja, du kehrſt beſſer zurück, denn viel Schlimmes kann uns treffen, ehe wir nur Venedig erreichen, auch wird lange Zeit dahin gehen, bis wir bei Antonio anlangen — und wer weiß, ob wir ihn wirklich wiederſehen werden."

„Mag es ſein wie es will, — ich bleibe bei Euch, edler Junkherr, und ſollte ich die Heimath nie wiederſehen. Iſt mir doch eigentlich jetzt erſt wieder wohl um's Herz, ſeit ich mich wieder Euren Diener nennen kann. In dem Hauſe in Harlem war ich der Thuealles und Dortens ausſchließlicher Knecht, wollt ich's im Hauſe gut haben und nicht ſo ganz als Lehrjunge gehudelt werden."

Mit dieſen Worten warf er raſch den Pack auf ſeine Schultern, Gutenberg ergriff den andern und ſagte:

„Die Heimath bleibt das Endziel unſrer Wan-

derſchaft; ihr einſt alles zu bringen, was ich Gutes erreiche, ihr es zu eigen geben, ihr zu Heil, Ruhm und Ehre, iſt der liebſte Wunſch meines Herzens!"

„Gott ſei mit Euch, mein guter Herr! Lorenz Beildeck bleibt Euch treu ergeben bis an ſein Lebens Ende," rief mit Enthuſiasmus der junge Diener.

Und ſo wanderten ſie muthig vorwärts, den Gefahren und Beſchwerniſſen entgegen, welche fremde Länder und Leute und unwegſame Gegenden ihnen boten in einer Zeit, wo Geſetz und Recht noch in ſchwerem Kampfe mit der rohen Gewalt des Stärkeren lagen.

Kuno zog indeſſen rheinaufwärts. Nachdem er Meiſter Küſters Vortheil in Rotterdam auf's gewiſſenhafteſte vertreten, ſchrieb er ihm den Abſchiedsbrief, von dem Marianne Gutenberg berichtete, und benutzte, ohne ſeine Antwort abzuwarten eine Schiffsgelegenheit, die ſich ihm bis Köln bot. Von dort ſchlug er den Weg zu Fuß ein, da die weit vorgerückte Jahreszeit die Schifffahrt unterbrach, die ohnedies ſtromaufwärts ſeiner Ungeduld unerträglich langſam vorkam. Er eilte, Eltwill zu erreichen. In Rotterdam war ihm Nachricht von Hemma zu-

gekommen, der er früher mitgetheilt, daß er in jener Stadt um dieſe Zeit einen längeren Aufenthalt haben werde. Sie ſandte ihm ein melancholiſches Lebewohl, und ſprach ihm dabei aus, wenn es ihm möglich wäre, zu kommen, ſolle er es thun — ſie möchte ihn wohl noch einmal vor ihrem Scheiden von der Welt ſehen. Ob ſie den Tod, ob ſie das Kloſter damit meine, blieb unklar in ihrem kurzen Schreiben, und Schmerz, Angſt und Sehnſucht trieben ihn zu ihr. Auch war ihm das eintönige Leben in Meiſter Kösters Hauſe mitunter zu großer Pein geworden, wenn gleich ſein Inneres einige Beruhigung in der Arbeit gefunden, und ſein Herz mit großer Liebe an Johann hing. Er hatte eben nicht, wie dieſer, ein ganz beſtimmtes Ziel im Auge und fand für ſein zerſtörtes Leben keinen feſten Halt in einer Beſchäftigung, für die er wenig Geſchick beſaß und an der er auch wenig Freude gewonnen. Er blieb mit Selbſtüberwindung ſeinem gegebenen Worte jahrelang treu und hätte auch wohl erſt mit Gutenberg Rückſprache wegen der Zukunft genommen, ehe er ſich einen andern Weg gewählt, wenn nicht die mächtige Empfindung, welche ihn zu ſeiner unglücklichen Schweſter zog, alles Andere überwunden hätte.

Doch nahm er ſich vor, Gutenberg von Eltwill aus zu ſchreiben und ihm Rechenſchaft über das Geſchehene zu geben; noch hielt er den Gedanken feſt, einſt mit dem Freund in Venedig wieder zuſammen zu treffen.

Die vorgerückte Jahreszeit verzögerte Kuno's Weiterreiſe. Schnee und Eis ſtellte ſich ſeiner Wanderung entgegen, und er mußte zu wiederholten Malen längere Zeit an einem Orte verweilen. Bei dieſer langſamen Wanderſchaft vermißte er ſein Inſtrument und ſein buntes Spielmannshabit. Es gelüſtete ihn, die langen Stunden und Tage ſich wie früher damit zu verkürzen. Aber die Fidel und die bunten Lappen lagen verborgen in dem grauen Thurme der zerſtörten Burg; dort hatte er ſie verwahrt, als er Gutenberg nach Holland nachreiſte. Er hatte hier noch einige werthvolle Gegenſtände aufgefunden, die zu ſeinem Eigenthum gehörten, aus deren Erlös er ſich eine andere Kleidung wie die nöthigen Mittel zur Weiterreiſe verſchaffte. Die Fidel und das bunte Habit in dem grauen Thurme zu holen und es als fahrender Spielmann wieder einige Zeit zu verſuchen, wurde bei der langſamen und langweiligen Wanderſchaft ſein Entſchluß —

und ſobald er den Berg mit dem grauen Rieſen erblickte, ſtieg er ohne Säumen hinan, über Schnee und Felſenmaſſen; doch noch ehe er oben anlangte, zog es ihn ſeitwärts der Haide mit dem einſamen Grabe zu. Allein eine tiefe, weiße Decke lag darüber ausgebreitet, welche ſelbſt das Denkmal von aufgeſchichteten Steinen völlig verbarg. Kuno warf einen langen, trauernden Blick darüber hin und ſchritt dann nach der zerſtörten Burg.

In dem Thurme befand ſich noch ein ziemlich gut erhaltenes Gemach, das er bei ſeinem letzten Verweilen hier entdeckt hatte. In dieſem Gemache hielt er ſich damals einige Tage auf und verbarg hier die Fidel und das bunte Kleid. Dann verwahrte er den zerſtörten Eingang mit Steinen, die er aus gebrochenen Mauerſtücken löſte und ſie ſo ſorgfältig zuſammenfügte, daß nur ein ſpähendes Auge ihn noch zu entdecken vermochte. Er fand auch ſein Werk noch unberührt, ja es war ihm ſo gut gelungen, daß es ihm kaum möglich wurde, ſich einen kleinen Durchweg zu dem Gemach zu bahnen. Im Innern traf er noch Alles in dem früheren Zuſtande, — nur feucht und unheimlich ſah es aus, und die Saiten der Fidel waren zerriſſen, die bun-

ten Lappen mürbe und modrig — beides war zu nichts mehr tauglich, und er warf das Inſtrument verdrießlich bei Seite. Es ſchauderte ihn in dem kalten, düſteren Raume, und raſch eines der alten Möbel zuſammentretend, zündete er ein Feuer an und ſuchte ſich zu erwärmen. Der Rauch wirbelte zu der gebrochenen Oeffnung hinaus, und nach und nach wurde die dumpfe Luft leichter und eine mäßige Wärme machte das trübe Gemach etwas wohnlicher. Müde und abgeſpannt warf er ſich auf eine harte Lagerſtätte und ſank nach kurzer Friſt in tiefen Schlaf. Auf dem Thurme der Kirche, die ſich über der Stadt am Fuße des Berges erhob, kündigte die Glocke Mitternacht und kaum hatte ſie ausgedröhnt, als in der zerfallenen Burgkapelle ein Glöcklein ertönte, langſam, feierlich, wie eine Geiſterſtimme. Kuno drehte ſich unruhig hin und her; — ein leiſer, zitternder Geſang näherte ſich dem Thurme, und eine weiße Geſtalt, von dem kräuſelnden Rauche wie von einer Wolke umgeben, zeigte ſich an der gebrochenen Oeffnung vor Kuno's Gemach. Sie blieb regungslos hier ſtehen, doch noch immer leiſe ſingend, und aus der dichten Umhüllung des Hauptes ſchaute ein todtenbleiches Antlitz und

ſtarrte mit glanzloſem Auge auf Kuno, der mit dem Erwachen rang.

„Mutter — Giſela — Giſela's Geiſt!“ drang es aus ſeinem Munde. Und er fuhr empor, indem er die Augen weit aufriß und eine abwehrende Bewegung nach der geſpenſtiſchen Geſtalt hin machte.

„Bleibe mir fern!“ ſtammelte er, noch mit dem Schlafe ringend. „Hinweg — hinweg! Ich mag nicht mit Geiſtern verkehren. Ach, Giſela, es ſind deine dunkeln Augen, ach, ſo ſtarr — ſo ſtarr — nein — ſie beleben ſich — deine Hand hebt ſich empor. Du winkſt mir, ruheloſer Geiſt. Wohlan — ich komme. — Sei körperlos oder nicht, ich faſſe dich Giſela — will fühlen — will begreifen — ob Irrthum oder Wahrheit — Höllenſpuk oder Wirklichkeit mich umgiebt, Ah — Giſela!“

Er ſtürzte auf den Eingang zu und faßte die ätheriſche Geſtalt beherzt an, halb fürchtend, ſie werde zerrinnen unter ſeiner feſten Berührung. Allein die zarten Formen waren kein Nebelgebilde, ſie verſchwammen nicht unter dem Drucke ſeiner Hand und das glanzloſe Auge des todtenähnlichen Geſichtes belebte ſich und hing ſich forſchend an Kuno. Er zog die erzitternde Geſtalt in den er-

wärmten Raum, und mit ſchmerzlicher Stimme rief er:

„Biſt du es denn wirklich, Giſela?“

„So nannte man mich, als ich noch lebte,“ gab ſie eintönig zur Antwort und fuhr in derſelben Weiſe fort: „Seit ich geſtorben bin und zur Sühne deiner und meiner Sünden wandeln muß in der Burg deiner Väter, habe ich keinen Namen mehr; — ich bin ein unglücklicher Geiſt, ein friedloſes Weſen, das zwiſchen Himmel und Erde ſchwebt und dem die Ruhe im Grabe verſagt iſt, ſo lang — ja ſo lang — bis treue und glückliche Liebe dort für die arme Seele betet.“

Laß treue Liebe dich heilen, armes Kind,“ flehte Kuno tief erſchüttert und ſank vor ihr nieder, umfaßte ihre Knie und barg ſein Angeſicht in ihr faltiges Gewand.

„Lebſt du denn noch und kommſt zu der Todten? —“ fragte ſie mit einiger Bewegung in ihrer klangloſen Stimme und fuhr in rührendem Flehen fort: „O, dann berühre mich nicht, ſonſt bricht auch dein ſchönes Auge und ſchließt ſich für immer.“

„Ich lebe und auch du lebſt, Giſela!“ ſprach er zu ihr aufblickend und ihre beiden Hände faſſend.

„Beſinne dich; ſage mir, was iſt mit dir geſchehen, und wie kamſt du hieher?“

Sie entzog ihm ihre Hände, faltete ſie über ſeinem Haupte zuſammen und murmelte ein Gebet.

„Antworte mir!“ flehte er dringender; doch ſie betete fort, als höre ſie ſeine Bitte nicht, immer leiſer, bis jeder Laut verſtummte und nur ihre bleichen Lippen ſich noch bewegten. Da erſcholl draußen eine heißere Stimme:

„Wo biſt du, armer Geiſt? Gertrud ſucht nach dir.“

Die alte Kräuterfrau, ihre Pflegemutter trat in das Gemach und ſah mit Schrecken Kuno zu den Füßen der Unglücklichen. Er ſprang auf, als er ſie erkannte und riß ſie herein in die unheimliche Stube. Giſela rührte ſich nicht von der Stelle, wie in eine Bildſäule verwandelt ſtand ſie regungslos da, und erſt als Kuno die Alte hart anließ, bebte ſie krampfhaft zuſammen; — auf ihre bleichen Lippen trat ein weißer Schaum, brechend ſchloß ſich ihr Auge und völlig erſtarrt ſank ſie in Kuno's Arme. Er legte die Bewußtloſe auf das Lager und rief verzweiflungsvoll:

„Sie ſtirbt. Hilf, rette ſie, Hexe — ruf alle deine Zaubermittel zu Rath,“ wehklagte Kuno außer ſich.

„Beruhigt Euch," entgegnete die Alte. „Es iſt nur ein Starrkampf, der ſie befallen, nach einigen Stunden wird er ſich wieder löſen."

Sie beſtrich Giſela mit einem aromatiſchen Oele, das ſie in einer kleinen Flaſche bei ſich trug, machte einige myſtiſche Zeichen über ſie hin und bedeutete Kuno, ſie nun nicht mehr zu berühren, bis ſich wieder einiges Leben in ihrem Körper zeige. Kuno zog das Weib neben ſich auf den Boden nieder und ſagte:

„Nun, Alte, ſollſt du mir erzählen von ihr, ſo lange der tiefe Schlaf ſie umfängt. Sage ohne Säumen, wie du mit ihr hiehergekommen und weshalb man ſie in ihrem geiſteskranken Zuſtande aus dem Kloſter entließ. — Dann ſollſt du mir auch offen bekennen, woher Giſela ſtammt und wer ihr Lebensgeſchick beſtimmte. Diesmal entkommſt du mir nicht," ſetzte er drohend hinzu und packte dabei ſo feſt ihre Hände, daß ſie einen Schrei des Schmerzes ausſtieß.

„Herr!" jammerte ſie. „Ihr zwingt mich — ich bin ein altes, ſchwaches Weib. Wohl, ſo erfahrt denn Alles, was ich weiß. Die Sünde des Eidbruches, zu der Ihr mich nöthigt, falle auf Euer Haupt."

„So ſei's. Mach keine Umſchweife," drängte Kuno, und das Weib begann:

„Auf welche Weiſe Giſela aus dem Kloſter entkam, weiß ich Euch nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen; was ich darüber hörte, iſt, daß ſchon zu der Zeit, wo Ihr in die Waldhütte zu mir kamt, die Leute von einer Nonne jener Klauſe erzählten, die der unſaubere Lebenswandel ihrer Schweſtern zum Wahnſinn gebracht; ſpäter hieß es jedoch, ſie ſei eine von Gott begnadigte Seherin, und die neugierige Menge drängte ſich an die Pforte des Kloſters, die Erleuchtete zu ſchauen. Der Erzbiſchof von Mainz mit andern hohen geiſtlichen Herren kamen, die Sache zu unterſuchen und zugleich auch Gericht zu halten über die ausgearteten Nönnlein. Aber zu letzteren ſeien die Herren nicht gekommen, denn — erzählt das Volk — die ſchlauen Schweſtern hätten ſie ſo gut bewirthet, gepflegt und unterhalten, daß ihnen bei kleiner Strafe völlige Abſolution geworden ſei. Während der Verhandlungen verſchwand — ich weiß nicht auf welche Weiſe — Giſela aus dem Kloſter. Ob man ſie nicht ſo ſtrenge, wie gewöhnlich bewachte oder ſie gerne entkommen ließ, weil ſie zu viel von den Sünden der Klauſe ſprach, weiß ich nicht, eben ſo we-

nig, wie lange ſie in den Wäldern umherirrte, doch mögen es Wochen geweſen ſein. Eines Morgens ſtand ſie vor meiner Hütte und rief meinen Namen. Sie war in ſchlimmem Zuſtande. Ich wollte ſie pflegen und warten, doch ihr unſteter Geiſt verlangte, weiter zu ziehen. Sie ſei geſtorben und müſſe in Eurer Burg umgehen bis zum Tage ihrer Erlöſung, war der ſtetige Gedanke, der ſie peinigte. Kaum vermochte ich ſie, Speiſe und Trank zu nehmen und zu bleiben, bis ich ihr ein anderes Gewand angelegt; dann zog ſie fort, ich ihr nach, bis ſie hier ankam. Ich zeigte dem Geiſtlichen der Stadt da unten den Vorfall an. Man wollte ſie in das Kloſter zurückbringen, doch ſie verfiel in gar zu böſes Weſen, ſobald man ſie mit Gewalt von hier entfernen wollte, daß man es zuletzt nicht mehr verſuchte, und da ſie die verfallene Burg nicht verließ und Niemand ein Leid zufügte, wehrte man ihr nicht länger, zu bleiben. Das Volk hat eine heilige Scheu vor ihr und weil ſie ſelbſt ſagt, ſie ſei eine Geſtorbene, glaubt der größte Theil daran und vermeidet, ihr zu nahen. So leben wir nun ſchon an zwei Jahre hier. Ich ſuchte in dem zerſtörten Baue den wohnlichſten Raum für uns aus und ſorge für

die Kranke nach beſten Kräften. Doch lange wird ſie es nicht mehr treiben — und wohl ihr, wenn ſie überwunden hat.“

„So holdes Leben ſo grauſam zerſtört!“ klagte Kuno und verſank in trübes Brüten, aus dem er jedoch nach einer Weile plötzlich emporfuhr, die Alte abermals feſt anfaßte und zu ihr ſprach: „Was du mir erzähltest, weiß wohl Jedermann, der ſich für die wahnſinnige Nonne intereſſirt, — aber wo die Arme das Licht der Welt erblickte, das ihr zur Geiſtesnacht werden ſollte — wer ihre Erzeuger waren — wer ihr Geſchick beſtimmte, das iſt es, was mich hauptſächlich zu wiſſen verlangt — denn ich möchte rechten mit denen, die Giſela vernichteten. Drum ſprich, Gertrud, ſage mir jetzt die Wahrheit.“

„Ich habe auch früher Euch Wahres berichtet,“ erwiderte das Weib, „und dabei Euch geſagt, daß weiteres Nachſpüren zu nichts fruchte. Doch meinethalb erfahrt Alles: Ihr Ahn iſt der einzige Verwandte, der ihr noch lebt und um ihr Daſein weiß, doch er iſt ein hundertjähriger Greis und iſt Mönch in einem Kloſter, das er ſelbſt geſtiftet hat.“

„Der alte Ritter, der in Paläſtina war?“ fiel Kuno ein.

„Derſelbe, Herr, der den Schleier der Entſagung für ſeine einzige Tochter von dort her mitbrachte.“

„Er that in der Gefangenſchaft ein Gelübde, ſein Kind dem Kloſter zu weihen? Nicht ſo?“

„Wie Ihr ſagt, iſt es. Doch Giſela, ſo nannte ſich auch das Burgfräulein, hatte in Abweſenheit ihres Vaters mit einem fremden Manne einen heimlichen Ehebund geſchloſſen. Sie geſtand der Liebe Schuld und der Treue Schwur, — und der Fluch des Vaters traf ſie, den Liebſten Kerkersnacht. Da überkam ſie böſes Weſen und ſie raſete wie eine Tolle durch die ſtille Burg. Man rief die Kräuterfrau zu Hülfe, als alle Gebete und Mirakel fruchtlos blieben, und es gelang mir, ſie zeitweiſe in ruhigeren Zuſtand zu bringen. In einem ſolchen nahte ihre ſchwere Stunde — ſie genaß eines Töchterleins.“

„Giſela?“ rief Kuno.

„Ja, Giſela, nach ihr ſo von mir genannt. Denn kaum geboren übergab der alte Ritter mir das Kind, um es in Armuth, Einfalt und Vergeſſenheit aufzuziehen, bis ein Kloſter es aufnehmen würde, auf daß es in heiligem Wandel die Sünden der Eltern

ſühne; und dieſe häuften ſich, denn die Mutter, welche bei dem Anblicke des Kindes zu beſſerem Bewußtſein kam, gerieth, als man es ihr nahm, in des Wahnſinns finſterſte Nacht und ſtürzte ſich von der Zinne der Burg in die Fluthen des Rheins. Da wurde es dem alten Ritter unheimlich in ſeinem einſamen Hauſe; er übergab es einem Verwandten zum Eigenthume und ſuchte Ruhe in dem Kloſter, das er erbauen ließ und das eben vollendet worden. Dort lebt er nun ſchon lange Zeit und kann, wie die Sage geht, nicht Frieden im Tode finden, bis Giſela's Geiſt zur Ruhe gekommen, der in düſtern Nächten um die Mauern der Burg ächzt und ſtöhnt, und beim Mondenſcheine über den Wellen ſchwebt, um den Schiffer, dem ein Unheil droht, mit klagendem Tone zu warnen."

Kuno's Haupt ſank trauernd auf ſeine Bruſt und in tiefem Schmerze drang es aus ihr hervor:

„Armer Geiſt der armen Mutter — beklagenswerthes Kind, das lebend todt, der Schuld und des Wahnes unglückliches Opfer iſt."

Dann kniete er an Giſela's Lager nieder und ſah lange in das bleiche, ſtarre Angeſicht der einſt ſo Heißgeliebten. Thränen brachen aus ſeinen Augen

und fielen auf ihre kalten Hände, die er mit Küſſen bedeckte. Da zuckte es wie elektriſches Feuer durch ihren Körper, die regungsloſen Züge belebten ſich, und ihre Arme erhebend, ihm entgegen, flüſterte ſie, während ein rührendes Lächeln ihren bleichen Mund umzog:

„Kuno, du biſt bei Giſela? Biſt es wirklich, mein ſüßer Freund? — Ach, du belebſt die Todte wieder, mit deinem warmen Athem. Komm, ſtütze mich — hebe mich empor.“

Er umfaßte ſie und richtete ſie auf. Ihr Haupt ſank an ſeine Bruſt und ihr dunkles Auge hing ſich dankbar an ihn.

„So iſt es gut,“ fuhr ſie leiſe fort. „Endlich wird der ruheloſe Geiſt Frieden finden, und Giſela's müdes Haupt zur ewigen Ruhe ſich niederlegen. Wie meine Bruſt ſo leicht ſich hebt — die ſchweren Sünden wälzen ſich von ihr hinweg — auch die deinen, Kuno, hat meine Qual geſühnt, alle, alle. — Schüttle nicht dein Haupt, — laß dieſen Glauben mir, und halte auch du ihn feſt, — recht feſt — er führt zum Frieden, zur Seligkeit — zum Lichte! — Ach, Licht, — Luft, — Licht, —

Luft, — es dunkelt — Kuno, auf — auf — Ruhe — Frieden.“

Ihr bleiches Haupt neigte ſich gleich einer geknickten Lilie, um ſich nicht mehr zu erheben. Kuno hielt die Todte umfaßt, ſeine Lippen auf ihre kalte Stirn gepreßt — während Gertrud die gebräuchlichen Sterbegebete murmelte; dann legte er ſie ſanft auf das harte Lager zurück und ſank an demſelben nieder. —

Der Tag brach an und ſandte einige matte Lichtſtreifen in das düſtere Gemach; — die Sonne ſtieg höher und erhellte die Todte und ihre Umgebung; der Abend kam und gab mit ſeinem Dunkel Allem dieſelbe Färbung. Kuno bemerkte es nicht. Etwas zur Seite geneigt lag ſein Haupt mit geſchloſſenen Augen neben dem Leichnam. Gertrud hatte ſich entfernt und war in die Stadt hinabgegangen, den Sterbefall der geiſteskranken Nonne dem Geiſtlichen anzuzeigen. Sie kehrte erſt in der Nacht zurück und trat mit einem brennenden Kienſpahn in die dunkle Todtenkammer. Nachdem ſie das flackernde Licht in einer Mauerritze befeſtigt, nahte ſie dem Lager und rüttelte Kuno aus ſeiner Erſtarrung auf.

„Iſt's ſchon Zeit, ſie zu begraben?“ fragte er

emporfahrend. „Wohlan, es ſei. Auf der Haide iſt eine heilige Stätte, — da ruhe ſie ſanft.“

„Mit nichten, Herr,“ widerſprach Gertrud. „Große Ehre widerfährt der Todten. In der Kirche der Stadt, wo die edlen Geſchlechter beigeſetzt werden, ſoll ihre ewige Ruheſtätte ſein. Als eine Heilige, eine von Gott erleuchtete Seherin wird ſie zu Grabe geleitet, und die Stätte, wo ihre Gebeine ruhen, ſoll ein Wallfahrtsort für fromme, gläubige Seelen werden.“

„Auch noch im Tode gönnt man der Armen keine Ruhe! rief Kuno klagend aus und warf ſich weinend über den Leichnam. „Ich hätte Luſt, um dich zu ringen, und ehe ſie mit ihrem frommen Prunke kommen, dich einzubetten in das ſtille Grab der öden Haide; — doch es iſt umſtarrt von Eis und Schnee und ich kann es nicht öffnen und muß deinen Leichnam Andern überlaſſen. Todt wie lebend fällſt du frommem Wahn anheim, und ich vermag es nicht zu ändern.“

Er drückte noch einen Kuß auf die eiſigen Lippen der Todten, dann ſtürzte er hinaus in die winterliche Nacht.

Am frühen Morgen bewegte ſich ein langer Zug,

einer Prozeſſion ähnlich, den ſteilen Berg hinauf, die Leiche der Nonne hinab zu geleiten in die Kirche, wo ſie nach einem feierlichen Todtenamte in einer Seitenkapelle beigeſetzt wurde. Lange Jahre blieb Giſela's Grab ein vielbeſuchter Wallfahrtsort; doch welchem Hauſe und Geſchlechte die Heilige entſtammte, blieb in geheimnißvolles Dunkel gehüllt.

An dem Tage, wo die Nonne ihren Geiſt aufgab, ſtarb auch der alte Mönch in dem Kloſter, das er geſtiftet; auch Gertrud lebte nur noch wenig Jahre, und das Geheimniß von Giſela's Geburt ſank mit ihr in's Grab. Als der uralte Mönch geſtorben war, wurde das Gerücht verbreitet, der Geiſt ſeiner unglücklichen Tochter ſei durch fromme Gebete und heilige Meſſen erlöſt worden, drum ſei auch er jetzt verſöhnt mit Gott zur ewigen Ruhe eingegangen. Allein die luftige Geſtalt des Burgfräuleins wollte dennoch nicht entſchwinden, die Schiffer, die in ſtillen Mondnächten den holden Geiſt zwiſchen lichten Wolken über dem Rheine ſchweben ſahen, bei ſtürmiſchem Wellengebrauſe in dem weiſen Schaume erblickten und warnende Töne bei drohenden Gefahren von ihm vernahmen, trennten ſich nicht mehr von dem ihnen liebgewordenen Weſen und bei allen

Schauern, die das Geſpenſtiſche hervorruft, blieben ſie dabei, daß man von Zeit zu Zeit den Geiſt Giſela's in klagenden Lauten vernehme und ihre leichte, weiße Geſtalt noch immer erblicke.

Kuno trieb es unaufhaltſam fort von der unheimlichen Burg. Er hatte Hemma's letzten Gruß bei Giſela's letztem Blicke vergeſſen, nun aber mahnte ihn wieder der Schweſter liebes Bild zu dringender Eile. Wetter und Wege waren ihm günſtiger als ſeither, und nach wenigen Tagen hatte er Eltwill erreicht. Er wandte ſich zuerſt nach dem Obſtgarten mit der kleinen Hütte und obgleich er ſich ſagen konnte, und es auch that, daß er ſie hier nicht finden werde, berührte es ihn dennoch wie eine ſchmerzliche Ahnung, als er den Garten verſchloſſen fand. Aengſtlich, zaghaft klopfte er an dem Patrizierhauſe an. Katharine trat ihm zuerſt entgegen. Noch war ihr zartes Angeſicht von dem ſammetnem Roſenſchmelz der Jugend angehaucht, wie er es zum erſtenmale geſehen, doch war ſie größer geworden und ſchlanker und hatte einen viel ernſteren Blick. Sie erſchrak etwas, als ſie ihn erkannte, und eine raſche Frage ſchwebte auf ihren Lippen, allein ſie ſchnell unterdrückend, nahm ſie nach einem Willkommens-

gruße ſchweigend ſeine Hand und führte ihn in eine geräumige Stube, wo Elſe am Spinnrocken ſaß, neben ihr Pater Martin, mit einem Buche in der Hand, aus dem er ihr vorlas.

„Hemma's Bruder!“ ſagte Katharine, auf Kuno zeigend.

Elſe begrüßte ihn mit einem Freudenſchrei, denn bei ſeinem Anblicke ſchwoll ihr das Herz vor Wonne; — er mußte ja Nachricht bringen von dem fernen lieben Sohne. Der Pater legte ſein Buch zur Seite und ſah den Fremden forſchend an. Kuno wandte ſein Auge ſuchend umher, dann fragte er unter faſt hörbarem Herzklopfen:

„Wo iſt Hemma, meine Schweſter?“

Elſens freudige Miene wurde bei dieſer Frage ernſter! es fiel ihr ein, daß man dem Bruder zuerſt von ſeiner Schweſter erzählen müſſe, ehe man Fragen an ihn richten dürfe. Martin trat auf Kuno zu und ſprach mit Salbung, aus der jedoch Theilnahme und Rührung hervorleuchteten:

„Mein Sohn, deine Schweſter Hemma nennt ſich jetzt Schweſter Bertha und iſt ſeit einigen Tagen Nonne im Kloſter der armen Klariſſinnen gewor-

den, wo ſie durch meine Vermittlung aufgenommen wurde."

„Das lohn' Euch Gott nicht!" fuhr Kuno auf. „Ob todt oder lebendig begraben — kommt ziemlich auf eins heraus. O, Hemma, Hemma, nun ſehe ich dich niemals wieder!"

„Ihr ſeid aufgeregt — tröſtet Euch!" beſchwichtigte Elſe. „Glaubt, es war das Beſte für Hemma und war ihr ſehnlichſter Wunſch."

„Auch ſie dahin für mich — Giſela, — Hemma — armes Herz, was bleibt dir noch übrig?" klagte Kuno, ohne auf Elſens Troſt zu hören.

Da — mit einem male ſtand Gutenberg's ernſte Geſtalt mit vorwurfsvollem Blicke vor ſeinem innern Auge, und Angelo's holdes Bild klagte ihn des Undanks an. · Katharina trat jetzt zu ihm und reichte ihm theilnehmend die Hand und ſagte mit ihrer ſilberhellen Stimme:

„Seid nicht ſo traurig, — Eure Schweſter iſt nicht verloren für Euch — ſie denkt Eurer, ſie betet für Euch — ihre Liebe iſt Euch treu, immer, ewig, — in der Liebe lebt man fort, ein gemeinſames Leben, ob auch getrennt durch heilige Mauern, ob geſchieden durch das Grab; — ſie bleibt immer bei

uns, denn ſie iſt ein ewig Theil, ein Ausfluß Gottes, der Menſchen höchſtes Gut, das Raum und Zeit überſpringt und die Seelen feſt zuſammenkettet.“

Katharina's Auge leuchtete heller und ihr zartes Antlitz tauchte ſich in Roſengluth. Sie war wunderbar ſchön und Kuno's Schmerz beugte ſich, bezwungen von ihrer engelhaften Anmuth und frommen Lieblichkeit.

Er erzählte nun der ſehnſüchtig darauf harrenden Mutter von dem fernen Sohne, und ſie wurde nicht müde, zu fragen und wieder zu fragen, das Gehörte noch einmal zu hören und es dann dem Pater und Katharina zu wiederholen. Dieſe lauſchte andächtig auf Alles, doch Fragen richtete ſie keine an Kuno; — der Pater jedoch wollte Dies und Jenes noch näher erörtert wiſſen. — So ging ein Abend, ging ein Morgen hin.

Der alte Genßfleiſch und Frielo ſtörten ſie nicht in ihrer ſtillen Freude. Beide waren abweſend. In Mainz hatte es wieder einmal Unruhen zwiſchen der Bürgerſchaft und dem Klerus gegeben, die ſehr ernſtlicher Natur zu werden drohten. Schnelle Kunde von den Vorfällen der Vaterſtadt zu erhalten, waren ſie mit mehreren ihrer Standesgenoſſen nach Bieb-

rich geritten, das Mainz viel näher lag. Der Erzbischof hielt sich eben in Aschaffenburg auf und Bote auf Bote wurde von der geängsteten Geistlichkeit an ihn gesendet, allein er mochte sich nicht selbst in die Händel mit der mächtigen Stadt mischen, da er seiner Herrschaft nicht recht traute und sandte nur Mahn- und Drohbriefe an die gewaltthätige Bürgerschaft, welche jedoch nichts fruchteten.

Die Zünfte, die seit der Vertreibung der Patrizier uneingeschränkt herrschten, hielten ihre Macht für unüberwindlich und ließen ihr Uebergewicht, oft in derber Weise, die geistlichen Herren empfinden, und obschon es zuweilen zu einer scheinbaren Versöhnung zwischen ihnen kam, loderte das gegenseitige Mißtrauen bei der kleinsten Gelegenheit immer wieder zu hellen Flammen des Hasses empor.

Die Familie Fust stand an der Spitze der mächtigen Bürgerschaft, und Margarethens Gatte, der berühmteste Goldschmied in der Stadt, hatte sich zu einem der ersten an Rang und Ansehen emporgeschwungen. In dem neuen Stadtrathe, der durch seinen Einfluß an die Stelle des alten gesetzt worden, behaupten ausschließend die jüngeren Glieder der angesehendsten Familien Sitz und Stimme, und es wurde

dadurch gar manches Unüberlegte, manches allzu Uebermüthige zu Tage gefördert. So ſteigerte ſich der Unfriede mit der Geiſtlichkeit zu einer ſo leidenſchaftlichen Höhe, daß es endlich zu offenen Gewaltthätigkeiten kommen mußte, bei denen die Bürger der geſammten Geiſtlichkeit die Thore der Stadt öffneten, um ſie hinter ihr feſt zu verſchließen.

An dem Tage, wo Kuno ſich in Eltwill aufhielt, flüchtete ſich das Domkapitel ſammt einer Menge anderer geiſtlicher Herren nach Eltwill, wo einige Tage ſpäter der Erzbiſchof zu ihrem Troſte und Schutz eintraf. Seine Bemühungen jedoch, eine ſchnelle Verſöhnung mit der mächtigen Stadt herbeizuführen, blieben ganz erfolglos. Die ſtolze Bürgerſchaft zeigte ſich nicht zu dem geringſten Nachgeben bereit und zog es vor, lieber mehrere Jahre ohne allen Kirchendienſt zu bleiben, als nur einige Macht dem Klerus einzuräumen. So blieb das kleine Eltwill mit Geiſtlichen übervölkert, und auch in dem Hauſe Frielo's wurden verſchiedene Räume zu ihrer Aufnahme hergerichtet. Elſe und Katharine bekamen dadurch viele Beſchäftigung und konnten zu ihrem großen Leidweſen nach dem erſten Abend und Morgen ſich nicht mehr mit Kuno befaſſen. Elſe

bat ihn, zu bleiben, bis es wieder ruhiger geworden, doch es duldete ihn nicht länger hier. Der Aufstand in Mainz gab ihm die Hoffnung, Hemma zu sehen. Er dachte, die Klosterpforte würde sich ihm jetzt leichter zu einem Besuche bei seiner Schwester öffnen. Und so war es auch. Er sah Hemma noch einmal am Gitter des Sprechzimmers; sein Anblick erschütterte sie, doch schnell diese Erregung bekämpfend, faltete sie andächtig die Hände über der Brust und senkte ergeben das Auge. In dieser Stellung verblieb sie so lange, als er da war, und nur leise und kurz antwortete sie seinem Schmerz und seinen Klagen; nur als er ihr Lebewohl für immer sagte, blickte sie noch einmal innig zu ihm auf und sprach in wärmerem Tone:

„Traure nicht um mich. Mir ist wohl in dem stillen Hause, in seiner heiligen Armuth, in Arbeit und Gebet. Gott sei mit dir und beschütze dich. Wenn du betest, dann denke mein, dann werden unsre Seelen sich begegnen."

Ein Glöcklein ertönte. Sie bekreuzte sich und sagte noch schnell und dumpf:

„Suche mich hier nicht mehr auf," dann schlich sie langsam von hinnen.

Kuno ſchlug den Weg nach Böhmen ein. Dort loderte ſchon ſeit fünf Jahren die grauſige Kriegesfackel, zu der Huß's Scheiterhaufen den zündenden Funken getragen, den Unduldſamkeit und Herrſchſucht fort und fort ſchürten, bis er in dem blutigrothen Strahl religiöſen Fanatismuſſes aufflammte, um Völker und Länder zu vernichten.

Die Huſſiten, in verſchiedene religiöſe Sekten getheilt, die ſich in Fanatismus und Grauſamkeit überboten, trugen unter ihrem geſchickten Anführer Ziska ſtets den Sieg über die Heere davon, welche Sigismund zu ihrer Bekämpfung nach Böhmen ſandte. Deutſchland litt fürchterlich unter dieſem Kriege. Tauſend und abertauſend Leben wurden hingeſchlachtet auf eine Weiſe, wie die Geſchichte ſie nur in den Schreckensthaten barbariſcher Horden noch aufgezeichnet hat.

Wenzel war geſtorben. Der deutſche König, der durch ſeine Heirath mit einer ungariſchen Königstochter zugleich König von Ungarn war, wollte ſich nun auch mit der Krone ſeines Erblandes ſchmücken, doch nur nach vielen Kämpfen und Mühen gelang es ihm endlich, ſich in Prag krönen zu laſſen. Allein er konnte ſich nur kurze Zeit dort halten und

während der Krieg mit erhöhter Grausamkeit fortwüthete, machte er nach seiner Gewohnheit Reisen, verschwendete die Zeit mit tollen Streichen, Liebesabenteuern und üppigen Gelagen, welche die Städte und Länder, die er besuchte, bezahlen mußten.

In Deutschland herrschte wie fast zu allen Zeiten Uneinigkeit; seine vielen Häupter waren nicht einmal fähig, ein Kriegsheer zusammenzubringen, das die deutschen Grenzländer gegen die Greuelthaten der Hussiten geschützt hätte. Wohl wurden Reichstage ausgeschrieben und kamen auch theilweise zu Stande; auch fehlte es auf ihnen nicht an weisen Berathungen und Beschlüssen, die zu Papier gebracht wurden; allein die Ausführung derselben erlag stets an der Ohnmacht einer zersplitterten Nation und dem finstern Drucke, mit dem man jede geistige Erhebung des Volkes niederzuhalten suchte.

Kuno, der in diesem grausamen Krieg, dessen Schreckniſſe nur wie eine Mähre an sein Ohr geklungen, einen heiligen Kampf um Recht und Glaubensfreiheit sah, beschloß, sich dem Hussitenheere anzureihen und unter seinem mächtigen Anführer um ein Gut zu kämpfen, das ihm nur aus blutigen Schlachtgefilden, nicht aber, wie Gutenberg

meinte, aus friedlicher Arbeit hervorzugehen als möglich erſchien. Die Beruhigung, welche ſein Gemüth einige Jahre an der Seite ſeines ernſten Freundes gefunden, ſchwand ihm wieder an Giſela's Todtenbett, bei ſeinem Abſchied von Hemma. Doch trieb ihn jetzt ſein verworrenes Geſchick, das ihn erſt unſtät und ruhelos umhergetrieben und zu abenteuerlichem, dem Verſinken nahen Leben geführt hatte, zu kräftigerer That an, hinein in die wilden Stürme der Zeit. Nach einer mühſamen Wanderung erreichte er Böhmen und ſchloß ſich den kämpfenden Huſſiten an. Die allſeitig verworrenen Zuſtände mit ihren Schwankungen, ihren Laſtern und Gräuelthaten und ihrem wilden Aufſchwung, riſſen ihn unaufhaltſam mit ſich fort; ſein eigenes verworrenes und zerſtörtes Leben ſpiegelte ſich gleichſam darin ab, ſie beherrſchten darum auch ſeine Seele mit größerer Macht, als der kurze Ruhepunkt, den ſie in friedlicher Arbeit gefunden. Plötzlich wieder ſchmerzlich aufgeſtachelt, ſah er nur in den rothen Wellen des Krieges noch eine paſſende Stelle für ſich.

Als Kuno in Böhmen ankam, war grade Ziska, der große und grauſame Führer der Huſſiten geſtorben. Die Böhmen zerfielen nach ſeinem Tode in

viele fanatiſche Sekten und das gewaltige, kriegsgeübte Heer drohte ſich zu zerſplittern; allein Ziska hatte für ſeine Waiſen, wie ſich das Heer nach ſeinem Tode nannte, geſorgt und ihm zwei tüchtige, geſchulte Anführer hinterlaſſen in den beiden ehemaligen Mönchen, Prokop, dem Großen, und Prokop, dem Kleinen. Ihnen gelang es, ſobald Gefahr von Außen drohte, die Partheien zu vereinen und ſie ſo gegen jeden Angriff unüberwindlich zu machen. Wo es galt, die deutſchen Heere zu vernichten, die deutſchen Grenzorte zu zerſtören und Gräuel mit Gräuel hundertfach zu vergelten, waren die Fanatiker eins und wurden zu einem Schrecken, der ihnen ſchon im Voraus den Sieg ſicherte.

Vor Kuno entwickelte ſich mit einemmale in voller Wirklichkeit das grauſigſte Kriegesbild, das je die Welt geſehen. Erſtickt unter Blut und Leichen lag der helle Funken, der aus Huß Scheiterhaufen aufgeſprüht. Allein einmal hineingetrieben in dieſen trüben, blutig rothen Strom, der ſeine klare Quelle verläugnete, wurde er von ihm fortgeriſſen trotz dem Entſetzen, das ſein Höllenſchmutz ihm hervorrief. —

Doch wir müſſen dieſen unſteten Wanderer vor-

erſt ſeinem Schickſale überlaſſen und uns weit von ihm an den blauen Spiegel des adriatiſchen Meeres verſetzen, zunächſt in die mächtige Lagunenſtadt, das reiche, ſtolze Venedig, das im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts den Zenith ſeiner Macht und Herrlichkeit erreichte und wo, was uns zunächſt intereſſirt, wir Gutenberg nach einigen Jahren der Mühen und vielfacher Drangſale und Gefahren, mit ſeinem treuen Lorenz im Hauſe Antonio's wiederfinden.

4.

Venedig, im fünfzehnten Jahrhundert auf dem Gipfel seiner Macht, bot in seiner abgeschlossenen Gestalt wohl das glorreichste und interessanteste Städte- und Staatenbild jener Zeit. Seine Entwicklungsweise, wie seine damalige Größe und Cultur erinnerten, gleich einem Traume der mit spielender Willkür dahingeschwundene Begebenheiten zurückführt, an die Entwicklungsgeschichte und die schönen Zeiten des klassischen Alterthums. Anfang, Wachsthum und Blüthe standen ein selbständiges, aus sich hervorgegangenes Ganze da, mit der Krone der höchsten Cultur jener Zeit auf dem stolzen Haupte. Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie blühten wie duftende Blumen um die Marmorpaläste des Reichthums, den das Meer seiner Beherrscherin zuführte, die inmitten seiner Wogen auf kleinen Sand-

inſeln kühn emporſteigend, nach wenigen Jahrhunderten dazu herangewachſen war.

Das mächtige Venedig beherrſchte von der Mündung des Po bis an den äußerſten Oſten das Mittelmeer, ſein Handel dehnte ſich über die bekannte Welt aus und ſeine kriegeriſche Macht blieb bis in das ſechzehnte Jahrhundert eine der bedeutendſten.

In dieſer weltberühmten Stadt, welche alle andern Städte Italiens überragte, ſtand, wie wir wiſſen, auch das Haus Antonio's. Es war kein prächtiges Marmorgebäude mit ſtolzer Facade und noch ſtolzerem Wappen, noch befand es ſich in den von Handel und Induſtrie belebteren Theilen der Stadt. Es lag auf einer der kleinen Inſeln, welche gleichſam die Vorſtädte Venedigs bildeten, und lag auch hier abgeſondert von dem allgemeinen Verkehr ſeitwärts an dem Meeresgeſtade. Die nach der Stadt zugekehrte Seite des Hauſes war ſchmal und ſah faſt düſter grau aus, während es nach dem Meere hin in zwei längliche Flügel auslief, die viel Raum im Innern verriethen und mit hohen Fenſtern und Balkonen verſehen, von Reichthum und Geſchmack zeugten. Zwiſchen dieſen beiden Hausflügeln lag anmuthig ein kleiner Garten voll ſchöner

Blumen, welche Mandel- und Orangenbäume überragten. Antonio bewohnte dieſes Haus ſeit dem Tode ſeiner Gattin, die er ſchon vor vielen Jahren verloren. Er legte in dieſer Zeit tiefer Trauer ſeine kaufmänniſchen Geſchäfte nieder und zog mit ſeinem einzigen Kinde hieher, als einem der ſchönſtgelegenen Punkte Venedigs. Langjährige Gewohnheit jedoch veranlaßte ihn im Laufe der Zeit, hin und wieder Geſchäfte abzuſchließen, was ihn, wie der Wunſch ſeines Kindes, die Ufer des Rheines zu ſehen, noch einmal nach Deutſchland brachte, wo er Gutenbenberg und Kuno kennen lernte.

Gutenberg fand, was ihm Antonio zugeſagt, eine gaſtfreundliche Aufnahme in ſeinem Hauſe und fand, was er nicht erwartet hatte, den holden Knaben Angelo in eine ſchöne Jungfrau umgewandelt, deren Zauber ihn unwiderſtehlich hinriß. Die ſüdliche Gluth ihres Auges, die Lebendigkeit ihrer Bewegungen, der ſchmelzende und doch ſo friſche Klang ihrer Stimme, überraſchten und feſſelten ihn mit jener Macht, die ein junges, heißpulſirendes Leben ſelten auf ein ſtilles, ernſtes Gemüth verfehlt. Die Verwandlung des Knaben in ein Mädchen war noch ein beſonderer Reiz, der Angela wie ein ſüßes Räthſel umgab,

deſſen Löſung ſo leicht und doch ſo wunderbar überraſchend war.

In dem ſchönen und äußerſt wohnlich eingerichteten Hauſe Antonio's fühlte ſich Gutenberg bald ſo heimiſch und wohl, als nur einmal an der Seite ſeiner Mutter, — ja alles, was ihn hier umgab, war anſprechender, weit geſchmackvoller und freundlicher, als im Hofe zum Gutenberg, oder gar in dem alten Familienſitze zu Eltwill. Wie angenehm und bequem fand er ſich hier gebettet, war Alles geordnet und kaum bemerkte man die Winke der gütigen Fee, die wie mit leichtem Zauberſtab über der anmuthigen und behaglichen Eleganz des Hauſes waltete. Das ängſtliche, oft ſo ſichtbare Bemühen einer deutſchen Frauenhand, die Fäden des häuslichen Geſpinſtes unverworren zum glatten Gewebe zuſammenzufügen, war in Angela's ordnendem Walten nicht zu entdecken, ſcheinbar unbekümmert um die Sorgen und Mühen des Haushalts, glitt Alles, wie von ſelbſtverſtändlich, leicht und ſicher durch ihre zarten Finger, kaum angeſchaut und doch beherrſcht von ihrem Auge. Es war ſo ruhig und friedlich in dem ſchönen Hauſe, allein weit entfernt von jener langweiligen Ruhe des täglich ſich gleichmäßig

wiederholenden. Gab's auch im Ganzen wenig Veränderung, war das Alltägliche doch mit tauſenderlei kleinen Abwechslungen gewürzt, denen Angela's holdes Weſen ſtets neuen Reiz verlieh.

Johann hatte Angela viel zu erzählen von ſeinen Wanderſchaften, — ſie ihn viel zu fragen, und ſo kam ihre Unterhaltung häufig auch auf Kuno, deſſen Geſchick Gutenberg bekümmerte, und das junge Mädchen mit dem theilnehmendſten Intereſſe erfüllte.

„Fürchtet Ihr nicht," fragte ſie ihn eines Tages in einer ſtillen Abendſtunde, wo ſie allein zuſammen waren, „daß er in dem harten Kampfe ſeines Lebens untergehen wird? Vielleicht ſchon untergegangen iſt?"

Gutenberg fand keine befriedigende Antwort auf dieſe Frage, die faſt tonlos aus Angela's Mund gekommen. Nach einer Pauſe fuhr ſie lebhafter fort:

„Laßt uns hoffen, Junkherr Gutenberg, daß es nicht ſo iſt — ja, laßt uns feſt daran glauben, daß der beſſere Theil ſeiner Seele ihn über die Klippen und Abgründe ſeines Lebens hinwegbringen wird."

Ein feuchter Schimmer milderte die Gluth ihres Auges, als ſie dies ſprach und auf die friſchbleichen Wangen trat ein röthlicher Glanz, der die Schönheit ihres Geſichtes wunderbar erhöhte.

Gutenberg's Blick hing gefeſſelt an Angela's bezauberndem Reize, und ein Weh, deſſen Urſache er nicht ergründete, zog durch ſein Herz.

Antonio trat ein und theilte ſeinem Gaſte mit, daß er für ihn die Erlaubniß erwirkt habe, in der berühmteſten Glasfabrik Venedigs aus- und einziehen zu dürfen, ja, wenn er es wünſche, er daſelbſt Beſchäftigung finden könne.

„Das iſt's, was ich will," fiel Gutenberg in raſcherer Weiſe ein, als er ſonſt zu ſprechen pflegte. „Schon zu lange lebe ich in ſüßem Nichtsthun hier in Eurem Hauſe, mein edler Freund. Es wohnt ſich allzugut bei Euch — allzuſchön — und Zeit iſt's, höchſte Zeit, mich loszureißen, und mich wieder ganz dem ernſten Zwecke meines Lebens zu weihen."

Thut, wie Ihr wollt," erwiderte Antonio, Gutenberg's Hand drückend. „Kein Zwang, nicht einmal der der Bitte, ſoll Euch beſtimmen, bei uns zu bleiben; — doch, meine ich, welchen Lebenszweck Ihr auch verfolgt, ſo lange er Euch in Venedig hält, könntet Ihr in meinem Hauſe wohnen. Seht es als Eure Herberge an, — Ihr findet keine beſſere — und mir und Angela macht es Freude, wenn Ihr ſo thut."

„Gewiß, Junkherr Gutenberg," bestätigte Angela, „Ihr bleibt in unserem Hause — müßt drin bleiben. Beschäftigt Euch, so viel Ihr wollt, außer demselben, nur kehrt immer wieder zu uns zurück. Ihr habt so viele Drangsale auf Euren Wanderungen gehabt, daß ich Euch pflegen und warten möchte, so lange Ihr in Venedig weilt. Drum laßt es Euch in Euren Feierstunden in Antonio's Haus so wohl gefallen wie seither."

„Dank, Dank für so viel unverdiente Güte," erwiderte Gutenberg schwankend.

„Mein guter Vater," wandte sich Angela in etwas gezwungenem heiterem Tone zu Antonio, „suche unseres Gastes etwaige Bedenklichkeiten zu beschwichtigen. Mit ihm zöge ja auch Lorenz, unser treuster, dienender Geist aus dem Hause, und ebenso die schöne Hoffnung, den fahrenden, deutschen Spielmann noch einmal zu sehen."

Sie verließ bald darauf das Gemach und ging in den andern Flügel des Hauses, dessen äußerste Zimmer, welche einen herrlichen Blick über das Meer hin gewährten, zu ihrem speziellen Gebrauch hergerichtet waren. Ihr eigner Geschmack, und die

Liebe eines zärtlichen Vaters hatten dieſe Wohnung zu dem reizendſten Aufenthalt geſchaffen, der im Schooße eines Hauſes deſſen Kind und Herrin werden konnte. Schöne Kunſtgegenſtände wechſelten mit den anmuthigſten Dingen des Luxus in ſinniger Weiſe ab, und beide waren geziert mit den prangenden und duftenden Erzeugniſſen der ſüdlichen Erde, die ſich in Laubgewinden vom dunkelſten bis zum hellſten Grün durch die Zimmer ſchlangen und in glühender Farbenpracht die weißen Wände verſchönten. Die Flügelthüren nach einem Balkone, auf welchem der reichſte Schmuck von Flora's Kindern beiſammen war, ſtanden offen und die weiche Seeluft trug ihre ſüßen Düfte Angela entgegen. Sie trat hinaus zu ihren Lieblingen und wiegte einen Augenblick ihr ſchönes Haupt in der Fülle ihrer zarten Kelche, gleichſam ſie liebkoſend, dann griff ſie nach einer Harfe, die an einer Cypreſſe lehnte, und entlockte ihren Saiten einige Akkorde, die voll und tief in die Nacht hinausklangen. In der Ferne zogen röthlich graue Wolken auf, doch über Angela's Haupt wölbte ſich der Himmel im ſchönſten Blau, auf ſeinem Grunde den vollen Mond tragend in ſeiner heitern, ruhigen Majeſtät, gleich einem glücklichen

Beherrſcher, den ein glänzender Hofſtaat umgiebt. Angela ſah aufwärts nach den Sternen und während ihre Finger leicht über die Saiten glitten, ſprach ſie laut hinaus:

„Wie ſchön, wie herrlich iſt dein Himmel, mein großes Venedig — und ich bin deine Tochter, ſchöne, ſtolze Stadt! Iſt das nicht genug zum Glücke eines ganzen Lebens? — Zu was quälſt du dich, kleines Herz, mit romantiſchen Grillen, die du in eigenſinnig, kindiſcher Weiſe feſtzuhalten ſuchſt? War ich denn nicht noch ein ganzes Kind, als ſein Anblick — und mehr noch ſein abenteuerliches Geſchick mich feſſelte? Was klage und fürchte ich um ſein Leben? — Steht es doch dem meinen ſo ferne. — Eine Thräne des Mitleids weine ihn nach mein Auge, mein Herz — damit aber ſei es genug!“

Sie wiſchte ſich mit raſcher Bewegung eine hervorquellende Thräne ab, griff dann ſtärker in die Saiten der Harfe und ſang mit heller Stimme in die geheimnißvolle Ferne des Meeres hinaus:

Könnt ich dich doch in jenen ew'gen Räumen
Du leuchtender Pilote dort begleiten,
Mit deinem Spiegelbild die Fluth durchſchreiten
Und golden der Lagunen Wellen ſäumen.

Ich ſeh' der Adria Gewäſſer ſchäumen,
Könnt ich hinab in ihren Schooß geleiten,
Ich möcht' das Meer um ſeinen Sturm beneiden
Der es entreißet bangen ſchwülen Träumen.

So fühl' ich Sehnſucht ziehn durch meine Seele,
Nach einem Etwas, das ich nicht erkenne,
Für das ich doch in ſüßem Schmerz entbrenne.

Was klagt im Lied die holde Philomele,
Was heißt ſie ziehn vom fernen Heimathſtrande
Raſtlos dahin wohl über Meer und Lande? —

Durch einen der Kanäle, die in das Meer mündeten, kam inzwiſchen ein kleines Fahrzeug heran. Angela bemerkte es nicht. Es hielt unweit ihres Balkons an, doch ſie ſah nicht hinab, ihr Blick ſchweifte hinaus in die Ferne und hing ſich an die unendliche Tiefe des Himmels. Da drang ein ſchmelzender Geſang, von einer Mandoline begleitet, an ihr Ohr. Etwas zuſammenſchreckend neigte ſie ihr Haupt über die Brüſtung des Balkons und entdeckte die ſchlanke Geſtalt eines Mannes in einer dunkeln Gondel. Eine unangenehme Empfindung ſchien ſie bei dieſem Anblicke zu überkommen, denn in halb ärgerlichem, halb ängſtlichem Tone flüſterte ſie:

„Er iſt es. Mein Gott, was ſoll daraus werden?“

Der Gesang dauerte fort. Angela grüßte hinab; doch keine der vielen Blumen, die um sie her blühten und dufteten, fiel zu den Füßen des Sängers, so sehr ihn auch noch nach solchem Liebesgeschenk verlangen mochte, denn er begann nach einer Pause vergeblichen Harrens wieder:

O neige dich vom glänzenden Balkone
Du meines Lebens Sonne zu mir nieder,
Hör' gütig meine heißen Liebeslieder,
Und sei mir hold, du aller Frauen Krone!

Wie eine Königin von ihrem Throne,
So wirf die Rose mir von deinem Mieder
Sie dufte dann an meinem Herzen wieder,
Der tief verborgnen Liebe dort zum Lohne.

Madonna, höre du mein heißes Flehn; —
Kann meiner Liebe Gluth dich nicht erweichen,
Soll ich verschmachtend hier im Dunkeln stehn?

O send' herab das süße Liebeszeichen!
Glückseligkeit, o Wonne ohne Gleichen,
Wenn ich dich werd' in meinem Arme sehn.

Angela trat während des Gesanges von dem Balkone zurück. Ein plötzlicher starker Luftzug fuhr über die Lagunen, sauste um den Balkon und entführte einer chinesischen Vase ein zierliches Bouquet. Es fiel in die Wellen unweit der Gondel. Der Sänger haschte zu rasch darnach und stürzte in die Fluthen, als eben

Angela wieder auf den Balkon trat. Ein Aufſchrei des Entſetzens entfuhr ihr. Sie wollte nach Hülfe rufen, doch ſchon ſprang ein Mann von dem ſteilen Ufer hinab und faßte mit ſtarker Hand den eben Unterſinkenden, und ihn nach ſich ziehend, kämpfte er ſo lange mit dem gefährlichen Elemente, bis er die Blumen erbeutet hatte.

Unterdeſſen waren auf Angela's Schreckensruf einige Diener herbeigekommen und eilten ihrem Befehl zufolge durch den Garten, von dem eine Treppe an das Meer hinabführte, um von dort aus wo möglich den Gefährdeten beizuſtehen. Die Gondel fuhr gleichfalls zu ihrer Rettung heran, erreichte ſie glücklich und nahm ſie auf. Einige Minuten nachher hielt das kleine Fahrzeug an der Treppe, auf welcher Antonio's Diener zur Aufnahme des Verunglückten bereit ſtanden, der beſinnungslos und ſchneller Hilfe benöthigt war. Man eilte, ihn in das Haus zu bringen, aus dem eben Antonio und Gutenberg traten. Auch Angela kam herbei, um das Nöthige anzuordnen. Sie befahl, ſchnell einen Arzt zu holen und den Bewußtloſen indeſſen zu erwärmen. Ihr Vater folgte ihm in das Haus; ſie trat einige Schritte vor, den Retter zu begrüßen,

ihm zu danken und ihn einzuladen, ſich im Hauſe zu erholen. Gutenberg hielt ihn umfaßt und ſein triefendes Haupt lag feſt an ſeine Bruſt gepreßt.

„Was fehlt dem muthigen Manne?“ fragte Angela beſorgt.

Da hob er ſein Haupt empor, — und ſein großes, blaues Auge hing ſich wie bezaubert an das ſchöne Mädchen, während er den kühn eroberten Blumenſtrauß an ſeine Lippen preßte.

„Kuno, Ihr ſeid es? Ihr?“ bebte es von Angela's Lippen.

„Holder, ſüßer Knabe, ſo ſah ich dich in meinen Träumen, ſo wie du jetzt vor mir ſtehſt,“ ſtammelte er mit mühſam zurückgehaltenem Entzücken, und ſank, von einer gewaltigen Empfindung hingeriſſen, zu ihren Füßen und ſah zu ihr auf, Vergebung flehend, die Hände andächtig um den Blumenſtrauß gefaltet, wie um ein wunderthätiges Amulet, deſſen Schutz man zu bedürfen glaubt.

„Kuno, Ihr — Ihr ſeid es wirklich? —“ ſtammelte ſie abermals, dann lächelte ſie zu ihm nieder, dann zu Gutenberg auf, der ernſt dieſe Scene mit anſah, und fuhr unter hervorbrechenden Thränen

fort: „Ja, wahrhaftig, er iſt's. — Kuno, unſer Reiſegefährte — der fahrende Spielmann."

„Nein, dieſer nicht mehr, ſchöne Donna," rief Kuno, ſich raſch erhebend und die langen Locken ſchüttelnd; „der liegt längſt begraben in dem grauen Thurme, von dem ich Euch einſt eine Mähre erzählte; — doch noch immer bin ich ein ruheloſer Menſch, der nirgends eine bleibende Stätte findet, und auch hieher nur wallfahren kam, um die Heilige noch einmal zu ſehen, deren ſtrahlendes Auge wie ein himmliſcher Stern in die Nacht ſeines Lebens geleuchtet — ſie noch einmal ſchauen — zu ihr beten — und dann weiter wandern — weiter — fort — immer fort — bis das unſtete, flackernde Licht ſeines Lebens erloſchen."

„Ihr ſeid allzu aufgeregt, Freund Kuno. Werdet erſt wieder ruhig, ehe wir weiter mit einander reden," bat Angela — doch er ſprach in derſelben Weiſe fort:

„Ich wollte Euch nicht nahen — Euer friedliches Leben nicht mit meiner Gegenwart ſtören, — nur aus der Ferne wollte ich noch einmal Euch ſchauen und ihn, Gutenberg, noch einmal an's Herz drücken, durch ihn Euch Grüße und mein Lebewohl für im-

mer ſenden. Ihn ſuchte ich in Venedig und vermuthete ihn in Eurem Hauſe. — Als ich es heute Abend ſpähend umſchlich, erblickte ich Euch auf dem Balkone — Angelo — Angela — ich vernahm Eure ſüße Stimme, wie ein Himmelston klang ſie mir durch die ſtille Nacht; — da nahte ſich die Gondel Eurem Hauſe, ich hörte das Lied, das zu Euch um Liebe flehte — ſah die Blumen, des Sängers Lohn, auf den Wogen tanzen; — ſie mein zu nennen, ſprang ich in die Wellen — nicht um ihn zu retten, dem Ihr ſie geſpendet — nein, nein, glaubt das nicht!"

„Doch Ihr thatet es," fiel Angela ſchnell ein.

„That es unwillkürlich — aus Inſtinkt — nicht aus Edelmuth, — — denn wähend meine Hand ihn über der Todestiefe hielt, ſchlug mein Herz voll Haß gegen ihn."

„Weshalb gegen den Unbekannten?" ſagte ſie tadelnd, ſetzte jedoch ſchnell hinzu: „War es ſo, war's um ſo edler, daß Ihr ihn dennoch gerettet."

„Ihr nennt die That edel — wohl — behaltet dieſen Glauben und lohnt mir mit dieſen Blumen, Angela, gebt ſie mir zum Eigenthume."

„Behaltet ſie zum Angedenken an dieſes Wieder-

ſehen. Ich kann ſie geben, wem ich will — denn ſie waren dem Sänger nicht beſtimmt. Der Wind nur, der über die Lagunen fuhr, trieb ein loſes Spiel damit, und entführte ſie dem Balkone.“

„Nicht Eure Hand warf ſie in die Fluth?“

„Nein, nein. Doch das iſt ja von ſo wenig Belang, Freund Kuno — und von weit mehr, daß wir hier ſtehen und plaudern, während Eure durchnäßten Kleider ſo nöthig anderer bedürfen. Kommt, kommt ſchnell in's Haus. Ihr, Junkherr Gutenberg, übernehmt es wohl, für den Freund zu ſorgen. Wünſcht nur, was Ihr bedürft, und es ſoll ſchnell zur Hand ſein. Zum Abendimbiß ſehe ich Euch wieder.“

Sie neigte leicht ihr Haupt gegen die beiden jungen Männer und verſchwand im Hauſe. Gutenberg ſchlang ſeinen Arm liebreich um Kuno's Nacken und zog ihn mit ſich fort, Angela nach.

Auf einen freundlichen Ruf Antonio's kamen ſie nach einigen Stunden im Speiſezimmer wieder zuſammen, wo Angela in liebenswürdigſter Weiſe die Hausfrau repräſentirte und mit anmuthiger Lebendigkeit ſie alle drei über eine gewiſſe Befangenheit hinwegbrachte, die ſie unwillkürlich empfanden.

Der verunglückte Sänger hatte ſich unterdeſſen auch wieder erholt, zog es jedoch vor, nicht mehr zu erſcheinen und ließ ſich mit der Unordnung ſeiner Toilette, wie ſeiner nothwendigen, ſchnellen Heimkehr entſchuldigen.

Antonio theilte mit, daß er Carlo Toletti heiße und der Sohn eines ihm ſehr werthen Geſchäftsfreundes ſei, mit dem er in langjährigen Verbindungen geſtanden; Carlo wäre ein Mann von liebenswürdigem Charakter und vielen kaufmänniſchen Vorzügen und ein von ihm begünſtigter Bewerber um Angela's Hand. In den Zügen des ſchönen Mädchens drückte ſich bei Antonio's Mittheilung einige Unruhe aus, während Kuno's Auge einen Moment wild aufflammte, und Gutenberg's ernſtes Angeſicht noch ernſter wurde. Die Unterhaltung gerieth in's Stocken — da erhob ſich plötzlich Angela und neigte mit ungemeiner Anmuth ihre üppige Geſtalt über den Tiſch nach Kuno hin, indem ſie ein Glas emporhob und halb ſcherzend, halb ernſthaft ſagte:

„Da es dieſes begünſtigten Bewerbers um meine Hand bedurfte, Euch in unſer Haus zu bringen, Meiſter Kuno, und Ihr doch wohl zufrieden damit ſeid, ſo laßt uns auf ſein Wohl anſtoßen und auch

auf das Eure. Es lebe der Gerettete — es lebe der Retter!“

„Beiden ſei dieſer Becher geleert!“ ſetzte Antonio hinzu, einen goldenen Pokal erhebend, der vor ihm ſtand.

Als er ihn geleert, reichte er ihn Gutenberg und fragte:

„Erkennt Ihr ihn nicht? Er ging aus Meiſter Helferich's Werkſtätte hervor. Ich kaufte dieſes kunſtreiche Meiſterwerk, als ich das letztemal mit dem alten Goldſchmied Geſchäfte abſchloß.“

Gutenberg nahm das blinkende Gefäß und ſah es lange an. Es rief eine Menge Erinnerungen in ihm wach, Scenen aus ſeiner Kindheit: ſeine Spiele mit Margarethe, jenen Abend, wo er mit ihr auf der Spitze des römiſchen Pfeilers ſtand, und ihr Uebermuth ihr faſt das Leben raubte, — die Stunde in der Werkſtätte, in welcher Helferich's ſchönes Kunſtwerk die Runde der aufgeregten Zunftgenoſſen kreiſte. Es war derſelbe Pokal — er erkannte ihn wieder; — ein Zeichen aus der fernen Heimath, in deſſen blinkendem Metall ſich ihm liebe Bilder von ihr abſpiegelten, Bilder aus einer Zeit, welche mag-

netiſch die Seele heimwärts ziehen, und ſchwelgte ſie in feruem Lande ſelbſt in Himmelswonnen.

„Ihr ſchaut ſo tief in den leeren Becher!“ ſcherzte Antonio. „Vergebt, daß ich ihn Euch ungefüllt gab — allein, ſeht, ich wollte das heimathliche Gefäß Euch nun voll heimathlichen Weines reichen. Schnell, Lorenz, gieb jenen Humpen dort mit dem feſtverſchloſſenen Deckel. So, mein Junge, auch du ſollſt ihn koſten — deinen Landsmann: — Johannisberger. — Auf, Junkherr, ſtoßt an, das goldene Mainz ſoll leben! Die herrlichen Ufer des Rheins, ſammt dem Johannisberg mit ſeinen luſtigen Mönchen, die ſo prächtiges Getränk mit uns theilen!“

Angela hielt lächelnd ihr Glas Kuno entgegen, während Antonio und Gutenberg ihre Becher leerten, doch er zauderte anzuſtoßen und als er es that auf ihren wiederholten freundlichen Wink, ſtieß er ſo hart an ihr Glas, daß es zerſprang und klirrend zu Boden fiel. Angela ſah ihn betroffen an.

„Vergebt, meine Erinnerungen leiteten meine Hand,“ ſagte er bitter, dann bedeckte er einen Augenblick mit ſchmerzlicher Bewegung ſein Geſicht.

„Denkt nicht an längſt vergangene Dinge,“ bat Angela. „Laßt den grauen Thurm verwittern mit

all ſeinem Weh, ſeinem Schmerz — und wenn Ihr durchaus etwas daran aufrecht erhalten wollt, ſo mögen es die Freuden ſein, die Ihr einſt dort genoſſen. Sie bringe jeder neue Tag Euch wieder, ſie, die holden Himmelskinder — den Schmerz aber, der Erde Sohn, den legt in das Grab zu den Todten!"

„In's Grab zu den Todten —" wiederholte Kuno. „Ja, Ihr habt Recht, habt doppelt Recht, da die Freude, das holde Himmelskind, wie Ihr ſie nennt, in Euch verkörpert vor mir ſteht. Wohlan, laßt uns anſtoßen und fröhlich den Becher leeren, den ſilbernen Pokal, der nicht zerſchellt. Es lebe die Freude, die Luſt, die Liebe, der Wein!"

„Halt!" ſcherzte Angela, mit ihrer ſchönen Hand Kuno's Becher niederhaltend, „So wild nicht, mein Freund. Die Freude, die dauernd beglückt, iſt eine zarte Blume, welche ein ſtarker Hauch leicht zu knicken vermag; drum nehmt nur ſtatt des Bechers wieder das Glas zur Hand, das klare, durchſichtige, zerbrechliche Gefäß und ſtoßt damit an und horcht, wie lieblich es klingt, wenn wir die Freude leben laſſen, die holde, ſchöne Freude, die uns in ſeliger Luſt, zu den Göttern erhebt und uns nicht berauſcht,

nicht betäubt bis wir ermattet zur Erde ſinken, um in Schmerz wieder zu erſtehen. Alſo, Freund Kuno, auf das Glück, wie ich es meine, ſtoßt an! Hier nehmt den Kryſtall mit dem perlenden Weine und lauſcht wie hell es klingt.“

Sie ſahen ſich Auge in Auge, nahmen die Gläſer und ſie klangen harmoniſch zuſammen. Sie nippte am Rande des ihren — er leerte mit einem Zuge das ſeine, dann ſank er auf ſeinen Stuhl zurück und ſchloß einen Moment ſein Auge, — ſeit vielen Jahren zum erſtenmale wieder von überwältigender Freude zugedrückt.

Ihr Blick blieb auf ihn geheftet, und eine Stimme in ihr ſprach: „Er wird nach und nach geneſen von den Wirren und Qualen ſeines Lebens.“

Antonio und Gutenberg hatten unterdeſſen in heiterem Geſpräch die Ufer des Rheines beſucht, und kehrten in Mainz, in Meiſter Helferich's Werkſtätte ein, verſetzten ſich in den Hof zum Gutenberg und ſelbſt in das minder freundliche Haus zu Eltwill. Johann gedachte mit Liebe der fernen Angehörigen. Antonio erzählte dagegen von ſeinen früheren Reiſen in Deutſchland, ſeinen Rheinfahrten und wie er als Handelsmann die Klöſter und Burgen beſucht

und einſt längere Zeit nach einem ſchweren Ereigniß in einer ſolchen gefangen geſeſſen und nicht geglaubt habe, Italiens Himmel je wieder zu ſehen.

Als Gutenberg ihn über die näheren Umſtände ſeiner Gefangenſchaft befragte, ging er jedoch ſchnell darüber hinweg und es ſchien, als bereue er, davon geſprochen zu haben. Nur mit einiger Anſtrengung kam er wieder in die frühere heitere Laune, indem er mit einer raſchen Wendung von den romantiſchen Ufern des Rheines nach Antwerpen und ſeinen letzten Geſchäften dort überging.

„Ich habe alle die Kleinodien, die ich dort eingelöſt, um gute Preiſe wieder verkauft," „erzählte er, „theilweiſe an ihre früheren Beſitzer, den König Sigismund und ſeine Gemahlin; nur von einem Geſchmeide trennte ich mich nicht, weniger um ſeines Werthes, als ſeiner ſeltenen Faſſung und Schönheit willen. Wie ich es ſah, beſtimmte ich es ſogleich zum einſtigen Brautſchmuck meiner Tochter. Angela's Arme und Nacken ſind ſeiner werth, wenu ſie auch nur die Tochter eines Kaufmanns iſt."

„Für den Nacken einer Tochter Venedigs, ſo meinſt du doch wohl, Vater, iſt auch der herrlichſte Schmuck nicht zu prächtig." ſetzte Angela ſcherzend

hinzu, doch hob ſich unwillkürlich dabei ihr ſchönes Haupt ſo hoch und ſtolz empor, als ſitze es auf den Schultern einer Königin.

„Ihr ſollt entſcheiden, ob der Schmuck ihr nicht paßt, ganz wie für ſie gemacht iſt," ſagte Antonio mit der partheiiſchen Vorliebe eines Vaters, deſſen größter Schatz ſein Kind iſt, — und er verließ ſeine Gäſte, um den Schmuck zu holen.

„Ihr werdet ein ſchönes, ſeltenes Kunſtwerk ſchauen," entſchuldigte Angela des Vaters zärtliche Eitelkeit. „Ob paſſend für mich oder nicht, gilt dabei gleich; und ſollte es wirklich mein Brautſchmuck werden, mag es noch lange in ſeinem zierlichen Behälter ruhen."

Der Kaufmann trat wieder ein, ein Käſtchen von Ebenholz, mit Gold eingelegt, tragend und ſtellte es auf den Tiſch.

Kuno's Auge, das ſchwer von Angela laſſen konnte, fiel nicht gleich darauf, erſt als Antonio den Deckel öffnete und ein koſtbares Geſchmeide von Perlen und edlen Steinen, in wunderbar ſchöner Faſſung, zum Vorſchein kam, ſah er darauf hin und kaum hatte er den Schmuck erblickt, als er erblei-

chend aufſprang, und ihn anſtarrend mit bebender Stimme fragte:

„Wem gehörte dieſer Schmuck?“

„Wie ich vermuthe, Sigismund's Gattin, der böſen Barbara,“ erwiderte Antonio, der den Schmuck betrachtend, Kuno's Aufregung nicht bemerkte, und fort fuhr: „Mich wundert, daß ſie ihn dem Könige zum Verſetzen überließ, da ſie ihm ſonſt wenig Vorſchub für ſein verſchwenderiſches Leben leiſtet, vielmehr die böſe Sieben iſt, die ſein luſtiges Treiben verfolgt.“

„Was iſt Euch, Kuno?“ unterbrach Angela ihren Vater.

Alle ſahen auf ihn. Sein Geſicht war todtenbleich und verzerrt — die Lippen feſt zuſammen gepreßt — die Augen, als wollten ſie aus ihren Höhlen treten. Krampfhaft griff ſeine Hand nach dem Schmucke, riß ihn heraus und hielt ihn hoch empor, während ſeine Bruſt ſich hob, als wolle ſie zerſpringen.

„Kuno, um Gotteswillen, ſprecht, was ficht Euch an?“ flehte Angela in höchſter Angſt, und legte ihre Hand auf ſeine Schulter.

Bei ihrer Berührung entlud ſich ein furchtbarer

Schrei ſeiner gepreßten Bruſt, dem leiſe die Worte nachfolgten:

„Der Schmuck war das Eigenthum meiner Mutter, der Brautſchmuck, den mein Vater ihr gab.“ Dann ſtürzte er nieder, ſein Angeſicht an Angela's langem Gewand verbergend.

„Laßt mich mit ihm allein,“ bat ſie nach einer Pauſe des Schreckens. „Ich will ihn zu beruhigen ſuchen — ich vermag es am beſten.“

Schweigend ging Antonio mit Gutenberg hinweg. Als ſie allein waren, faßte Angela Kuno's Haupt, richtete es empor, und bat ihn, ruhiger zu werden, — ihr zu vertrauen, — ſie wolle ſein Leid mit ihm tragen. Lange ſprach ſie zu ihm, bis er ſie zu verſtehen ſchien. Seine Gedanken weilten bei Erinnerungen und Entdeckungen, die ſelbſt ihre holde Stimme nicht zu verdrängen vermochte. Endlich nahm er ihre Hand und ſagte:

„Vor einer kurzen Stunde entſchwand mir in der Freude, bei Euch zu ſein, alles Andere: die Schmach meiner Geburt, der harte Kampf meines Lebens, ſelbſt die Rache, welche ich an dem Grabe meiner Mutter geſchworen. Das blinkende Geſchmeide, Euer Brautſchmuck, rüttelte Alles wieder wach. O,

legt die Perlen nicht um Euren Nacken, ſchwere Thränen ſind es — und ſchwere Thaten haben ſie mir offenbart, das Geheimniß mir enthüllt dem ich vergebens bis jetzt nachgeſpürt. Nun kenne ich ihn, den Verbrecher —"

„Er iſt Euer Vater," fiel Angela ſchnell ein.

„Des Baſtards Vater — der Mutter Mörder," rief er wild.

„Nicht er hat ſie ermordet," mahnte Angela. „Sein rachſüchtig Weib that es."

„Doch er ſoll's büßen, — er und jener Verräther, der ſeinen Namen der Schande lieh. Ich werde ſie beide finden — und ich ſchwöre —"

„Schwört nicht, jetzt nicht," flehte Angela, ſeine erhobene Hand faſſend und an ihr Herz drückend. Er bebte zuſammen, ſah ſie eine Weile an, dann fuhr er etwas ruhiger fort:

„Als es mich zum zweitenmale nach Böhmen trieb, für die Sache des Lichtes mein Leben zu opfern, ſah ich die Stätte wieder, wo ich geboren, — ſah ihn wieder, der uns ſolange getä uſcht, im Kampfgewühl, mir gegenüber, doch mein Schwert erreichte ihn nicht, aber furchtbar, wie das Gewühl des Krieges, in das ich mich geſtürzt, tauchte durch

ſeinen Anblick mein grauſes Geſchick wieder vor mir auf und mit erneuter Wuth ſtürzte ich mich der Kriegsfurie in die Arme. Es war eine gräßliche Zeit! — Selbſt die Gipfel der Bäume, unter deren waldigem Dache meine Kindheit dahingegangen, ſchienen mir in Blut getaucht, ihre Wurzeln ein Feuermeer, das den Boden unterwühlte, auf dem ich geboren. Das Todesröcheln, das Schmerzgeſtöhn und das Wuthgeſchrei, das mich umraſte, erlöſchte den hellen Punkt, der mich in dieſes furchtbare Meer des Fanatismus und wilder Leidenſchaften hineingetrieben. Nur ſterben wollte ich jetzt noch, — ein Stahl traf meine Bruſt, mein Bewußtſein ſchwand und kehrte mir nur langſam in einer Hütte wieder, in die mich ein unbegreifliches Mitleid gerettet hatte. Die Hütte lag weit entfernt von dem Kriegsſchauplatze, an der Grenze Oeſtreichs. Was ich dort in meinen Fieberparoxismen geträumt, laßt es mich Euch verſchweigen, es waren oft wunderbar ſchöne Träume — ein Himmel, in dem ich hätte ſterben ſollen, um den Traum fortzuſetzen. Ich blieb am Leben — es trieb die Seele, die ſo ſchön geträumt hatte, fort von dem Schauplatze grauſer Thaten — es trieb den unſtäten Wanderer aus den furchtbaren

Wirren dieſes Krieges dem Süden zu, um den Freund unter Italiens heiterem Himmel zu ſuchen und ihn zu finden in Eurer holden Nähe. Was ich ſuchte — ich fand es — nein mehr — viel mehr — Himmel und Hölle — fand Euch, Angela, Engel des Lichtes — und entdeckte das Geheimniß, das mich der Hölle verſchreibt, das mich ewig trennt von Euch — ewig, Angela."

„Gebt Gott die Rache anheim, Kuno. Waffnet Euren Arm nicht gegen den Vater, hebt durch ein edles Leben den Racheſchwur wieder auf, den Ihr in wildem Schmerz am Grabe der Mutter geſchworen, und glaubt mir, ſie wird aus der lichten Höhe, in der ſie jetzt weilt, ſegnend auf Euch niederblicken, wenn Ihr alſo thut."

Kuno ſchüttelte ſein Haupt und ſchwieg, düſter vor ſich niederſehend. Angela fuhr nach einer Pauſe fort:

„Bleibt hier in Venedig und friſcht das, was Euch Eure Mutter einſt gelehrt, wieder in Euch auf. Lebt der Wiſſenſchaft, der Kunſt! Verſucht es mit dieſen holden, verſöhnenden Genien des Lebens und laßt mich Eure Führerin ſein."

„Wie, Ihr, Angela?" Ihr wolltet? So weit intereſſirt Euch mein verworrenes Geſchick?"

„Noch mehr. Ich würde troſtlos ſein, wenn Ihr in Eurem wilden Treiben untergingt.“

„Angela! Träume ich denn wieder? So ſpracht Ihr, als ich dem Tode nahe lag — und ich genaß und mußte wandern hieher — zu Euch.“ Er ſank vor ihr nieder und hob, wie vor einer Gottheit, flehend, Blick und Hände zu ihr empor.

Sie neigte ihr Antlitz nach ihm hinab, ihr Mund berührte ſeine Stirne, doch raſch beugte er ſich zurück und rief:

„Nein, Heilige! Dein reiner Mund berühre den Sünder nicht — noch kennſt du ihn nicht ganz.“ Und in heftig hervorgeſtoßenen Worten erzählte er ihr von Giſela, ſeiner Liebe zu ihr, und den Vergehen ſeines abenteuerlichen Lebens. Wie vor einem Beichtiger lag er vor ihr auf den Knieen und keine Falte ſeines Herzens, keine Sünde ſeiner unſtäten Wanderſchaften blieb ihr verborgen. Als er erſchöpft endete und ſein Antlitz mit beiden Händen bedeckte, den Urtheilsſpruch aus ihrem Munde zu hören, legte ſie mit ſanftem Drucke ihre weiche Hand auf ſein geſenktes Haupt und ſprach in den halblauten, ſüßen, engelgleichen Tönen eines tiefbewegten Herzens zu ihm nieder:

„Ihr habt viel zu ſühnen, Kuno, viel, viel drum vermehrt Eure Schuld nicht durch neue unklare Thaten. Laßt den finſteren Mächten, was ihnen gehört! — Wolltet Ihr doch für die Sache des Lichts Euer Leben hingeben — thut dies wieder, aber in anderer, in edlerer Weiſe und ſeht zu, ob Ihr nicht darin endlich Lebensberuhigung findet. Was frommt die Rache der Todten, was Euch — was der Welt? — Erhebt Euch über dieſes herriſche Geſpenſt, das die Hölle, nicht der Himmel den Sterblichen geſendet, und ſtrebt dem Lichte zu, das mit ſeinem Strahle die Geiſter zu durchzittern beginnt — dem Lichte der Erkenntniß, der Wahrheit. Lebt den Wiſſenſchaften, ſchließt Euch ihren Vertretern an — lernt und ringt mit ihnen! Ihr beſitzt die Vorkenntniſſe dazu. Wuchert mit dem Gute, das die Mutter Eurem Geiſte hinterlaſſen; Ihr habt Verſtändniß der alten Sprachen, nehmt die Schriften der Griechen und Römer zur Hand; ſie werden Euer Leitſtern — und wenn Euer Geiſt von den Anſtrengungen des Strebens und Schaffens der Erholung bedarf, ſo kommt zu mir, ich führe Euch dann in das Reich der ſchönen Künſte ein, die Ihr liebt, gleich mir. Wir nehmen die Harfe

zur Hand und dichten und ſingen, und wiegen uns ſo in Apollo's heiterem Tempel in göttlich ſchöne Träume ein. O, Ihr ſollt dabei Euer Lebensweh ſchon vergeſſen und reich entſchädigt werden. Eure Vergangenheit wird in den Lethe ſinken, denn Schmerz und Sünde ſind der Erde Kinder. Man kann ſie begraben und Blumen und Früchte auf der Stätte ihrer Verweſung erziehen, die in ergreifender Pracht Herz und Seele erfreuen.

„Welch helles Bild entfaltet Ihr vor meinem trüben Blicke! O, daß es ſich ſo klar und rein, wie in Eurer Seele darin abſpiegeln könnte!"

„Habt Muth und Vertrauen zu Euch ſelbſt und zu der Welt, auf die uns der gütige Schöpfer gepflanzt hat, daß wir unſeres Lebens uns erfreuen ſollen. Bleibt hier bei uns, Kuno — und ſchwankt Ihr einmal wieder in Euren Gedanken unſtät umher, ſo nehmt mich zur Führerin und haltet Euch recht feſt an mir."

Sie reichte ihm die ſchöne, weiße Hand, — er bedeckte ſie mit feurigen Küſſen, und ſein blaues Auge ſtrahlte voll Liebe zu ihr auf. —

Kuno blieb in Venedig, doch nicht in Antonio's Haus. Er wählte ſich eine kleine ärmliche Stube

zu ſeiner Wohnung, die jedoch Angela mit den damals noch ſeltenen Schätzen der Weisheit: mit geſchriebenen Büchern ausſchmückte, in denen er ſein Wiſſen erweitern, Herz und Gemüth ſtärken konnte. Nur ſelten beſuchte er Angela, doch wenn er kam, fügte es ſich ſtets ſo, daß er eine Stunde ungeſtört bei ihr ſein konnte. Dann ſprachen ſie über die Erweiterung ſeines Wiſſens, über die Weiſen und Dichter des Alterthums, oder ſpielten ſie die Harfe und ſangen ſchöne Lieder dazu; nicht ſelten brachte Kuno ein neues Lied mit, das er ſelbſt gedichtet, und bis er wieder kam, hatte es Angela in Muſik geſetzt.

So ging es eine Weile in ununterbrochener Weiſe fort. Kuno's finſtere Erinnerungen ſchienen zu entſchlummern, und wenn eine zufällige Mahnung ſie wieder wach rief, wußte Angela ſtets mit lieben ſanften Worten ſie in Ruhe zu wiegen.

Gutenberg brachte ſeine Zeit meiſtens außer Antonio's Hauſe zu und beſchäftigte ſich auf's eifrigſte mit verſchiedenen mechaniſchen Künſten. Er beſuchte unter Antonio's Fürſprache und Bürgſchaft die Fabriken und Werkſtätten Venedigs und lernte viele Zweige der Arbeit kennen, die ihm bisher fremd

geblieben waren. Beſonders intereſſirten ihn die weltberühmten Glasfabriken der Lagunenſtadt, in denen er viele Fertigkeit im Glasſchleifen und Schneiden ſich erwarb. Die ernſten und weitgreifenden Ideen ſeines ſinnenden Geiſtes ſtanden in engſtem Verband mit dem reellen Wiſſen und der Geſchicklichkeit der Hände. Er ſuchte damit den Grundſtein zu legen, auf dem die Kinder ſeines Geiſtes einſt ihre Wohnung erbauen konnten, um für immer unter den Sterblichen zu weilen und ſich ganz bei ihnen einzubürgern.

Sein ernſter beſtimmter Wille hielt feſt, was ſein frommer Sinn, als von Gott in ſeine Seele gelegt, anerkannte. Es galt ihm für den von Oben beſtimmten Zweck ſeines Lebens, von welchem abzuweichen ihm wie eine Todſünde vorkam. Jeder Kampf, den er mit den Verhältniſſen, wie mit ſich ſelbſt zu beſtehen hatte, erſchien ihm nur als eine nothwendige Prüfung ſeiner Kraft und Ausdauer, die er mit ritterlichem Muthe zu beſtehen hatte. Der beſſere Kern ſeiner Zeit, wie ihr Sehnen und Hoffen, war gleichſam in ihm verkörpert und ſpornte ſeine ganze Kraft zu dem geheimnißvollen Schaffen, deſſen Werk die Uebergangsbrücke von der alten zur neuen

Zeit werden ſollte. So erhaben jedoch ſeine Ideen auch waren, ſo feſt ſein Wille, ſo rieſenmäßig ſeine Ausdauer — war er doch eben nur ein Menſch, dem nicht allein die äußeren Schwierigkeiten oft Halt geboten, wie es bald mehr bald weniger jeder neuen Erfindung, jedem kühnen, gegen den allgemeinen Gang der Dinge anſtrebenden Gedanken geſchieht. Es war auch der Kampf in der eignen Bruſt, den das warme Herz, das jugendlich-pulſirende Blut zu beſtehen hatte, die ſich gegen den ſtrengen ernſten Forſchungsdrang ſeines Geiſtes empörten und nach ſüßerem Glücke verlangten. — Welch junges Leben bliebe davon frei? — Die Zaubermacht, welche in Angela's dunkeln Augen lag, bedrohte ihn, ſelbſt in Stunden der angeſtrengteſten Beſchäftigung, ja drang ſich oft in ſeine tiefſten Gedanken ein mit ihrem ſüßen, verlockenden Reize. Nach des Tages Mühen kam ſtets die gefährliche Feierſtunde, die ihn in Antonio's Haus zurückbrachte, wo das ſchöne Mädchen mit der anmuthigſten Freundlichkeit ihn aufnahm und mit ſorgendem Sinne über allen ſeinen Bedürfniſſen wachte. Katharinas zartes Angeſicht, das ſanfte Bild der bleichen Marianne verſchwammen in Angela's lebensfriſchem Reiz, der

ſtrahlend von Schönheit, Jugend und Anmuth, bezaubernd auf Alle wirkte, die ſich dem ſchönen Mädchen nahten. Sein Auge hing gefeſſelt an ihr, ſein Ohr lauſchte entzückt ihrer melodiſchen Stimme, und ſein Herz pries die ſchöne Seele in ſo ſchöner Geſtalt, — der Kampf des Verlangens mit dem Willen der Entſagung begann ſeine Geiſteskräfte zu ermüden, und wollte ihn verleiten von dem mühevollen Weg der Arbeit und Forſchung, zu den verlockenden Freuden des Lebens und der Liebe.

In einer ſolchen Stunde, wo er bei ihr auf dem Balkone ſaß, von Roſen und Jasmin umduftet, vom ſternhellen Himmel überwölbt, und ſie ſüße Lieder zu der Harfe ſang, trat Antonio voll Heiterkeit zu ihnen und theilte Angela mit, daß er das Verſprechen, welches er Carlo und ſeinem Vater gegeben, eingelöſt habe und ſie nun wieder vollkommen frei und Herrin ihrer Hand ſei.

Sie ſprang auf und umarmte ihn tief bewegt, denn ſie wußte, daß dieſe Verbindung ein langgenährter Lieblingswunſch von ihm geweſen und er auch gerne dadurch dankbare Verpflichtungen aus früherer Zeit gegen Carlo's Vater abgetragen hätte.

„Dank, tauſend Dank, mein guter Vater!“ rief ſie voll Freude.

„Ei, ſeht doch die Falſche!“ entgegnete er ſcherzend. „Will ich doch wetten, daß die wiedergewonnene Freiheit ſie nur deshalb ſo entzückt, weil ſie dieſelbe allſogleich mit einem feſteren Bande ketten möchte.“

„Mein Vater, wie meinſt du dies?“ ſtammelte ſie überraſcht und ſah dann bittend auf Gutenberg, als ob ſie ſeiner Hilfe bedürfe.

„Willſt du denn leugnen, daß dein Herz ſich nach feſter Gefangenſchaft in Amors Banden ſehnt?“ fuhr Antonio in heiter bewegtem Tone fort. „Willſt du deinem Vater noch verbergen, daß du liebſt, da er doch, dein Herz durchſchauend, jedes Hinderniß ſeines Glücks beſeitigt hat.“

„Wie, mein theurer Vater — du weißt — und zürnſt mir nicht? — Willſt ſogar —“

„Deine Hand in die ſeine legen,“ fuhr er, ihre ſtockende Rede ergänzend, fort und erfaßte ihre Hand, zog ſie zu Gutenberg hin und legte Beider Hände in einander, indem er ſprach:

„Ihr liebt Euch — ſeid glücklich! Des Vaters Segen fehlt Euch nicht dazu.“

„Angela liebt mich?“ ſtammelte Gutenberg, und in ſeiner Bruſt erhob ſich ein gewaltiger Sturm.

Angela erbleichte und ſuchte vergebens nach Worten, die Täuſchung ihres Vaters zu zerſtreuen, deſſen glückliche Miene keine Ahnung davon verrieth. Gutenberg preßte ſeine Hände auf die wogende Bruſt, dann faßte er an ſeine Stirne, als drohten alle Gedanken darin ſich zu verwirren, — doch ſchnell, noch ehe Angela Worte gefunden, richtete er ſeine hohe Geſtalt feſt empor — ſein geröthetes Antlitz erbleichte, und wie zum Gebet hob ſich ſein Auge aufwärts. Er ſah in dieſer Stellung ſo ernſt und feierlich aus, daß der heitere Ausdruck in Antonio's Zügen in Staunen überging und Angela's ängſtliche Beklommenheit einer ſcheuen Ehrfurcht wich. Eine lange Pauſe trat ein — ſo ſtill — ſo ernſt — als wiege ſie ſchwer in der Zeiten Geſchick. Da blickte Gutenberg wieder auf — ſein Auge war umflort, doch ſeine Stimme klar und ſicher, als er ſprach:

„Ihr täuſchtet Euch wohl, mein edler Freund, in dem Herzen Eures Kindes — das meine dagegen habt Ihr richtig erforſcht. Es hing ſich mit glühenden Gefühlen an Angela's holdſeligen Reiz; dennoch aber muß ich das Glück fliehen, das Ihr

mir bietet — müßte ihm entſagen, ſelbſt wenn Angela es theilen wollte — denn mein Leben gehört nicht mir — ein höheres Ziel als das eigne Glück iſt ſeine Beſtimmung, und nicht Himmelswonnen, nicht Höllenqualen dürfen es anders lenken. Vergebt, werther Herr, vergebt, ſchöne Jungfrau, wenn ich Euch kränke — und glaubt mir, ich lege in dieſem Augenblicke das ſchwerſte Opfer auf den Altar des Gottes nieder, der ſeine heilige Stimme in mir ertönen ließ. Doch vergönnt mir, damit ich dieſer heiligen Stimme unverbrüchlich treu bleiben kann, Euch Lebewohl zu ſagen, und gebt mir als liebe Wandergabe, freundlichen Abſchied. Italiens allzublauer Himmel ſtimmt nicht mit mir — Eure Sonne brennt zu heiß auf meinen Scheitel, Eure ſchönen Nächte verwirren, — Eure Blumendüfte betäuben mich — drum laßt mich weiter ziehen — — nehmt meinen Dank für Eure Liebe — und vergeßt mich nicht ganz.“

„Nimmermehr entweiche Euer Angedenken unſeren Herzen!“ ſagte Angela mit edler Wärme und reichte ihm die Hand, indem ſie fortfuhr: „Euer Streben muß auf Großes gerichtet ſein, da Ihr ſelbſt der Liebe Glück darum verſchmäht, denn Ihr mußtet Euch ja

nach meines Vaters Beginnen von mir geliebt wähnen, und daß Ihr mich liebt, habt Ihr bekannt. Nehmt die Versicherung mit Euch, daß dies Geständniß mich recht stolz macht, denn ich fühle mich hoch dadurch geehrt, — nehmt aber auch die Beruhigung mit Euch, daß Ihr durch Eure Weigerung mein Herz nicht verletzet, denn so hoch es Euch auch ehrt und achtet, in heißem Triebe hat es Euch nicht geliebt — es war nur schwesterlich Euch zugethan. Ihr werdet bald von der Wunde genesen, die Euch jetzt schmerzt, denn die Liebe, die nicht über Alles geht, ist vergänglich. Was Höheres vor Eurem Geiste steht — möge es Euch gelingen, und das gelungene Werk Euch so beglücken, so tief, so voll beglücken, wie es die Liebe vermag, wenn sie von Gott und guten Eltern gesegnet ist."

„Lebt wohl, und bringt Kuno meine Grüße — lebt wohl!" drang es rasch aus Gutenberg's Mund, indem er zugleich Antonio's und Angela's Hände faßte und innig drückte; — dann eilte er mit thränendem Auge hinweg, rief Lorenz auf sein Zimmer — und ehe der Morgen graute, wanderten sie dem Norden zu.

5.

Die reine, weiße Decke des Winters hatte ſich über die weite Ebene um Straßburg gelagert und gab ihr eine klare, doch eintönige Färbung. Aus ihrer Mitte ragte der hohe Münſter, dies heilig-große, ungeheure Werk, das Menſchenhand und Götterſinn gebildet, gleich einer Pyramide hoch empor und feſſelte den Blick an ſeine gigantiſche Maſſe, welcher die Stadt mit ihren Häuſern, Thürmen, Zinnen und Mauern demüthig zu Füßen lag. Die letzten Strahlen der Abendſonne beleuchteten eben noch die höchſten Spitzen des Münſters und übergoſſen ſie mit jenem zauberiſchen Lichte, dem unwiderſtehlich das Auge folgt, bis es erloſchen.

Zwei Wanderer, die längs am Ufer der Ill durch den Schnee ſich einen näheren Weg zur Stadt ſuchten, hingen mit ihren Blicken gefeſſelt an den

ſtrahlenden Spitzen und Zacken des hohen Thurmes, jedoch in ſehr verſchiedener Weiſe. Der kleinere und jüngere ſah mit allen Zeichen einer ſehnſüchtigen Ungeduld nach dem leuchtenden Thurme, während auf dem Angeſichte ſeines Gefährten eine andächtige Bewunderung ſich ausdrückte. Jener ſeufzte zu wiederholten Malen, und ſein Schritt wurde ſchleppender, während dieſer von friſcher Kraft belebt, raſcher voranſchritt, ſo daß eine kleine Strecke Weges zwiſchen ihnen blieb.

„Erwins Geiſt umſchwebt ſein großes Werk in jenem himmliſchen Strahle!“ ſprach der raſch voranſchreitende Wanderer, ſein Auge feſt und andächtig an die hohe Kuppel des Münſters geheftet. „Großer Meiſter, deſſen Geiſt ſelbſt ſeine Kinder ſo beſeelte, daß ihre Hände vollbringen konnten, was du kühn erſonnen und begonnen, nimm auch meinen Dank für dein heiliges Werk. Gott, der den erhabnen Gedanken dir gab, Seele und Körper zu ſeiner Ausführung dir ſtärkte, möge auch mir gnädig ſein, daß der Bau, der meinem Geiſte vorſchwebt, einſt ſo feſt und unſchütterlich daſtehe, wie der deine und ſtrahlend die ganze Welt durchleuchte, wie jetzt deine ſonnengeküßte Spitze dieſe weite Ebene. Erhabener Tem-

pel, in dich will ich eintreten und beten um Kraft und Ausdauer, — an deinem Anblicke will ich die Gedanken meines Geiſtes ſtärken und den ermüdenden Körper zu friſcher Thätigkeit anſpornen. Du bedurfteſt Jahrhunderte zu deiner Vollendung, doch eine Hand nur zeichnete den Plan, die feſte, ſichere Form. Dieſes zu finden — ja, ſie zu finden — und dann zu ſagen: ſo und nicht anders ſteige der Bau empor — ſo muß es ſein — ſo iſt es gut!"

Die Sonne ſank unter, und nur noch in undeutlichen Umriſſen war der Rieſenbau in der Dämmerung zu erkennen; nach und nach verſchwand er gänzlich in der Dunkelheit.

„Deine Helle ſoll auch die finſterſte Nacht durchdringen, wenn du, mein Werk, vollendet ſein wirſt," ſprach Gutenberg mit lauter Stimme, als wolle er damit die dunkeln Mächte beſchwören, die auch ſein Werk umhüllen könnten, — dann fuhr er leiſer fort: „Aus deiner kleinen, unſcheinbaren Geſtalt ſtröme einſt Licht und Wahrheit über die ganze Erde und führe vermittelnd das Geſchiedene, das Widerſtrebende in chriſtlicher Liebe und menſchlich ſchöner Harmonie zuſammen. Längere Jahrhunderte, als zu deinem Aufbau nöthig waren, erhabenes Gottes-

haus, werden dahingehen, bis ſo große geiſtige Vollendung meinem Werke die Krone beut; — reicht doch mein Leben kaum aus, nur ſeinen Grundſtein zu legen! — O, nur dieſes, guter Gott, laß mich erringen, und ſei es erſt in meinen letzten Tagen — ſei es unter Mühen und Drangſalen, unter Noth und Gefahren, unter Opfern und Täuſchungen aller Art! Nicht erlahmen ſoll die Hand, ſo lange die Möglichkeit der Ausführung vor meiner Seele ſteht, und ergeben in deinen Willen, Allmächtiger, leite du Arm und Geiſt zum Ziele, und nimm es dann hin, als dein alleiniges Werk."

Gutenberg's Schritt war langſamer geworden. Lorenz hatte ihn wieder erreicht und äußerte ſeine Unzufriedenheit über den beſchwerlichen Weg und ſeine nur ſchwer zu beſiegende Entkräftung. Gutenberg ſuchte ihn zu ermuntern mit der Ausſicht auf eine gute Herberge in der nun bald erreichten Stadt; allein Lorenz wollte davon nichts wiſſen. Er behauptete, der Münſter laufe nun ſchon ſeit drei Stunden ihnen davon, er werde ſicher jetzt, wo ſie ihn nicht mehr ſähen, ſie erſt recht necken und in der Irre umherführen, denn es ſei ja auf dem Schneefelde kein menſchlicher Weg noch Steg zu entdecken,

und das Rauſchen der Ill werde bei der zunehmenden Kälte immer leiſer; ſie könnten auch dieſer Fährte nicht länger folgen, drum wäre es beſſer, in der erſten, beſten Hütte um Nachtquartier einzuſprechen.

Gutenberg, ſo gerne er auch die Stadt noch erreicht hätte, in der er einige befreundete Familien zu finden hoffte, ſah doch ein, daß ſie dieſelbe bei der herrſchenden Dunkelheit wohl ſchwerlich noch vor Thorſchluß erreichen würden. Die Lage und Beſchaffenheit Straßburgs war ihm aus Beſchreibungen bekannt und er wußte, daß ſie erſt Brücken und Vorwerke paſſiren mußten, um das Thor der Stadt zu erreichen. Zudem hatten ſie die Straße ſeit mehreren Stunden verlaſſen, um in gerader Richtung ſchneller an's Ziel zu kommen; und es war kaum anzunehmen, daß ſie bei Nacht eine Brücke finden würden, über die ſie einen der Flüſſe oder Rheinarme, welche Straßburg umgaben, paſſiren konnten.

„Finden wir unterwegs ein Haus, wollen wir um Aufnahme bitten," ſtimmte nach kurzem Ueberlegen Gutenberg in Lorenz Vorſchlag ein.

Doch nirgends wollte ſich ein hoffnungsvoller Lichtſchimmer zeigen; und ſo weiß auch die Schnee-

decke ſchimmerte, wurde es doch immer mühſamer, auf ihr fortzukommen.

„Wären wir noch einmal in Antonio's ſchönem Hauſe!“ ſeufzte Lorenz.

Gutenberg's Stirne faltete ſich bei dieſem klagenden Ausruf ſeines Dieners, und in ſtrengerem Tone, als er ſonſt zu ſprechen pflegte, erwiderte er:

„Wir haben nur zu lange dort gelebt!“

Lorenz ſchwieg eine Weile, dann aber murrte er wieder.

„Es iſt doch wahrlich kein Vergnügen, auf deutſchem Erdboden, oder viel mehr Schneeboden zu wandeln. Bald, Herr, breche ich in die Knie vor Kälte und Müdigkeit.“

„Armer Lorenz,“ beſchwichtige Gutenberg gutmüthig. „Du trägſt auch ſo ſchwer. Komm, lade deinen Bündel auf meine Schultern.“

„Nun, das fehlte Euch noch. Tragt Ihr doch ſchon ſchwer genug an dem Euren, in den Ihr all das ſchwere Zeug von Holz und Glas und Metall geſteckt habt, als Ihr ſo plötzlich von dem ſchönen Venedig Abſchied nahmt. Hätte ich meine fünf Sinne ſo wenig beiſammen gehabt, als Ihr damals, kein Kleidungsſtück, kein Hemd, gar nichts brauchbares

wäre mitgewandert, und es ſtände noch ſchlimmer um uns als es, Gott ſei's geklagt, der Fall iſt."

„Es wird ſchon wieder beſſer werden," tröſtete Gutenberg. „Sind wir doch jetzt in der deutſchen Heimath, am ſchönen Rheinſtrom, wo auch die Häuſer unſerer Eltern ſtehen."

„Wohl wahr, aber leider liegt unſere Heimath viel weiter abwärts. Wir können ſie von Straßburg aus ſo wenig ſehen, als von Venedig."

„Doch ſind wir ihr näher, können ſie leichter erreichen und leben wieder auf deutſcher Erde."

„Und ſtecken in deutſchem Schnee, — doch, edler Junkherr, Euer Wille iſt der meine, wohin Ihr geht, führt auch mein Weg. Laßt Euch meine Klagen nicht anfechten — es iſt meine Art ſo, wenn es dunkelt um mich her, zu klagen und zu murren — ich kann's nun einmal nicht leiden, nicht weit auszuſchauen, es macht mir die Bruſt eng und ärgert mich. Das war in Venedig eine wahre Himmelsluſt, ſo über das Meer hin den Blick ſchweifen zu laſſen! Seht, das vergeſſe ich auch am Rheinſtrom nicht, ja ich glaube ſelbſt, in Eltwill nicht mehr, und wenn mich das ſchöne Fräulein noch

eben ſo holdſelig anlachte, wie ſie damals gethan als ſie mich bat, Euch zu begleiten durch die Welt.“

Gutenberg erwiderte nichts mehr auf das Geplauder ſeines Dieners, der ſich ſeine Müdigkeit und Unluſt damit zu vertreiben ſuchte.

Endlich zeigte ſich ein Lichtſtrahl in einiger Entfernung, den Lorenz jubelnd begrüßte. Er kam aus einem hohen, weitläufigen Gebäude, deſſen dunkle Umriſſe ſich bald ziemlich deutlich auf dem weiſen Felde abzeichneten. Der Lichtſtrahl, welcher aus einem Fenſter dicht unter dem Dache kam, ließ zwei ſpitze Thürme erkennen, die zu beiden Seiten des Hauſes gleichmäßig emporſtiegen.

„Das ſcheint ein Kloſter, doch ein verlaſſenes Kloſter zu ſein,“ ſagte Lorenz, „da außer dem kleinen Lichtſtrahl unter dem Dache, ſich nirgends eine Spur des Lebens in dem großen Gebäude zeigt.“

Gutenberg ſah ſchärfer hin und bemerkte ein Thor in der lang hinlaufenden Mauer, welche das Haus und einen großen Hofraum umſchloß. Durch die Oeffnungen eines Gitters drang ebenfalls einige Helle hervor, die von einem kleinen Feuer herzurühren ſchien.

„Das Haus hat mehrere Bewohner,“ meinte er,

zu Lorenz gewendet. „Drum beruhige dich, der Eine oder der Andere wird uns bei ſich aufnehmen.“

„Gebe es Gott und ſeine Heiligen!“ rief der müde Lorenz und ſtrengte ſich an, raſcher zum Ziele zu kommen.

Bald war das Gebäude erreicht.

Lorenz ſpähte durch das Gitter des Thores. Neben an, im Erdgeſchoſſe war ein bewohnter Raum. Ein Herd mit glühenden Kohlen, um die einige Töpfe ſtanden, war zu erkennen, — auch zeichnete ſich vorübergehend der Schatten einer menſchlichen Geſtalt ab. Lorenz klopfte an das Thor, doch ohne Erfolg. Da bat Gutenberg mit lauter Stimme um Einlaß, und als läg' in ihrem ſonoren Klange ein Zauber, öffnete ſich ſogleich ein Schieber in der Mauer, und:

„Wer ſeid ihr? Was wollt ihr?“ fragte mit rauher Stimme ein bärtiges Geſicht, das an der Oeffnung zum Vorſchein kam.

„Müde Wanderer ſind wir, die weiten Weges daherkommen, ehrlicher Leute Kind, guter Mann, drum nehmt uns auf für eine Nacht,“ bat Gutenberg.

„Es klingt, als ob wahr ſei, was Ihr ſagt,“

erwiderte die rauhe Stimme. „Allein Vorsicht thut Noth an so einsamem Orte. Kein Ruf dringt von hier in die Stadt, nicht einmal an die hohe Warte oder das Waghäusel, die zum Schutze der Gelegenheiten hier herum aufgebaut worden sind. Der krumme Rhein und die Ill liegen zwischen St. Arkobast-Kloster und ihnen, — drum ziehet weiter, wer bürgt mir für Euch?“

„Ich, du rauher Cerberus,“ rief eine zitternde Stimme von oben.

Das Fenster unter dem Dache, hinter dem das kleine Licht brannte, hatte sich geöffnet, und das kahle Haupt eines Mönches zeigte sich unter demselben.

„Wie? Kennt ihr die Fremden?“ rief der Pförtner erstaunt zu dem Mönche empor. „Nicht möglich, Pater Medardus.“

„Laß sie ein, befehl' ich dir — ich der letzte Mönch von St. Arkobast. Siehst du den glänzenden Stern denn nicht, der heute zum erstenmale über dem einsamen Kloster steht? Er verkündet ihm Heil; — mach auf — laß sie ein — säume nicht länger.“

„Mag's drum sein!“ brummte der bärtige Mann,

öffnete die Pforte und führte die Halberstarrten in seine Stube, theilte sein ärmliches Mal mit ihnen und schien bei genauerer Besichtigung Vertrauen zu ihnen zu gewinnen. Er wurde freundlicher und entschuldigte gewissermaßen seine Weigerung, sie einzulassen, indem er ihnen erzählte, daß er und der alte Klosterbruder die einzigen Bewohner des großen Gebäudes wären; — das Kloster sei bestimmt, einzugehen, da seine abgesonderte Lage bei den häufigen feindlichen Angriffen auf Straßburg es stets in Noth und Gefahren versetze; — die Mönche seien bis auf Medardus ausgestorben und die Stadt wolle die Realitäten verpachten, — bis jetzt habe sich jedoch Niemand dazu gefunden. Die oft bedrohte Lage des Ortes abgerechnet, sei noch gar mancherlei, was die Leute abhalte, hier ihre Wohnung aufzuschlagen. Geister," fuhr er geheimnißvoll fort, „gingen in dem alten Gebäude um und der nahe Galgenbühl erwecke trotz seiner heiligen Kapelle bei Jeden Grauen, denn obgleich Bischof Arkobast ein Bethaus dem heiligen Ulrich geweiht, darauf errichtet habe, und seine eigenen Gebeine darin begraben lägen, lebe doch noch die Erinnerung an die frühere Bestimmung dieses Ortes in Aller Gedächtniß, und die Sage gehe, daß

die Seelen der Verbrecher, welche einſt hier am Galgen geendet, das weite Binnenfeld rings umher und abwärts bis an den krummen Rhein und über St. Arkobaſt hinauf bis an die Marxkapelle durchwandeln müßten, um fort und fort ihre Gebeine zu ſuchen, die auf dem Hügel gebleicht, nun in der Huth des frommen Biſchofs ihnen vorenthalten blieben bis zum Tage der Auferſtehung. Er ſelbſt, ſetzte der Erzähler hinzu, habe nur ungern die Stelle eines Wächters über das Gebäude und den alten, kindiſchen Mönch übernommen, und nur ganz beſondere Umſtände hätten ihn dazu vermocht.

Lorenz überlief ein Schauder bei dieſer Erzählung, und als Gutenberg ſich erhob und den Wunſch ausſprach, in einer Zelle zu übernachten, machte er eine abwehrende Bewegung und ließ ſich ſeines Herrn Befehl, an dem Feuer ſich niederzulegen, nach kurzem Widerſtreben gefallen. Der Wächter des Hauſes führte ſeinen Gaſt in eine noch gut erhaltene Zelle, in der ſich nebſt einer Lagerſtätte, ein Tiſch, ein Stuhl und ein Betpult befand. Todtenſtille herrſchte in dem weiten Gebäude. Ein ungeſtörter Schlummer erwartete den Müden. Gutenberg ſtreckte ſich, verlangend nach Schlaf und Ruhe auf dem

harten Lager aus — doch umſonſt. Gerade die lautloſe Stille regte ſeine Nerven auf, die von allzu großer Ueberanſtrengung nicht zur Ruhe kommen wollten. Nach einigen Stunden vergeblichen Umherwerfens erhob er ſich wieder, trat an das Fenſter und ſah in die nächtliche Landſchaft hinaus. Der Mond war inzwiſchen am Himmel aufgezogen und erhellte mit ſeinem eigenthümlichen, geheimnißvollen Lichte das weite Schneefeld. Vorn lag die Stadt, umſchloſſen von ihren Schutzmauern und Zinnen in undeutlichen Umriſſen, und nur der rieſige Dom ſtand feſt und beſtimmt auch in der nächtlichen Beleuchtung da. Sonſt bot die Ebene kein deutliches Bild, ihre kleinen, hügelartigen Erhöhungen, ihre einzelnen Bäume und Geſträuche, ſelbſt die hohe Warte, die, ein feſtes, gethürmtes Bollwerk zwiſchen dem Rheinarme, der krumme Rhein, oder Krümmich genannt, und der Ill ſich erhob, erſchien nur wie ein dunkles unbeſtimmtes Etwas auf der weißen Fläche. Dieſe geheimnißvolle Monotonie, dieſe Stille, dieſe Einſamkeit, wirkten mehr als ein belebtes, heiteres Bild auf Gutenberg's Phantaſie. Aus ernſtem Sinnen führte ihn dieſes phantaſtiſche Geiſteskind unwillkürlich in ſeine poetiſche Welt hinüber und nahm

mit zauberiſcher Macht ſeinen hellen Geiſt gefangen. Aus der ſtillen Ebene drangen ſüße Heimathstöne an ſein Ohr; — der Kindheit Freuden, — der Jugend heilig Sehnen ihm in holden Lauten vorzuführen. Margarethe, Katharina murmelten ſeine Lippen. Die ſchöne Bürgerstochter, mit ihrer blühenden Geſtalt, voll Liebe, Trotz und Hochmuth — reichte ihm verſöhnt die Hand. Katharinas zartes engelgleiches Angeſicht mit den träumeriſchen, blauen Augen lächelte in ſüßem Schmerze ihn an und ihre weiße, durchſichtige Hand zeigte in die Ferne. Dort aus den Nebeln entwickelte ſich die Werkſtätte zu Harlem. Er ſah den Meiſter, die emſigen Geſellen — er ſah wie ſie in ihrer Kunſt immer weiter kamen, ſah ſein Büchlein und viele andere noch, um ſie her liegen, und kalte Tropfen traten auf ſeine Stirn. „Mein Büchlein, Marianne!“ rief er leiſe hinaus und ſeine Bruſt beklemmte ſich. — Da ſtand das bleiche, ſtille Kind vor ihm, ſein Geſchenk feſt an das Herz gepreßt — und er athmete wieder freier. Sein Blick ſuchte den Himmel und traf den glanzvollſten ſeiner Sterne. Er ſtrahle ihm entgegen, leuchtend wie Angela's Auge. Heiße Gluth überzog ſein Angeſicht, durchſtrömte ſeine Adern,

ſein Herz — alle ſeine Pulſe pochten ſtürmiſch, — die menſchliche Leidenſchaft, das natürliche Verlangen eines jungen Lebens wurden noch einmal mächtig in ihm — und:

„Angela, ſüßes, geliebtes Weib," ſtammelte ſein Mund.

Da ſchlug es Mitternacht von dem hohen Dome. Deutlich und klar trug der Abendwind den Schall an ſein Ohr und er drang wie eine mahnende Stimme aus heiliger Höhe in ſeine Seele. Sein glühender Blick, der verlangend an dem glänzenden Sterne gehangen, ſenkte ſich und auf die Knie fallend und ſeine Hände faltend lag er in langem Gebete vor Gott. Alle Wünſche und alle Freuden des eignen Selbſt ihm anheimzugeben, der eine andere Bahn ihm vorgezeichnet, als das Streben nach menſchlichem Glück, der mit dem göttlichen Odem, mit dem er ihm die Seele eingehaucht, auch dieſer den Gedanken gab, der ihn über jedes ſelbſtſüchtige Verlangen ſtellte. Klarheit und Ruhe kehrten ihm wieder. Zufrieden lehnte er ſein Haupt an den Betſtuhl an, der neben ihm ſtand, und entſchlummerte nach kurzer Weile.

Der Mond kam inzwiſchen in ſeinem ſtillen Laufe dem Fenſter der Zelle gegenüber und ſchaute freundlich auf den Schläfer, beleuchtete mit ſeinem ſanften Lichte das bleiche Angeſicht deſſelben und umſäumte ſeine lichtbraunen Locken mit einem hellen Goldrande.

Da öffnete ſich unhörbar die Thüre der Zelle und der letzte Mönch von St. Arkobaſt trat herein, leiſe und geſpenſtiſch wie ein dem Grabe Entſtiegener. Seine welke Hand trug ein Crucifix und an dem Strick, der ſein ſchwarzes Gewand zuſammenhielt, hing ein Roſenkranz. Er näherte ſich Gutenberg und ſah lange und forſchend auf ihn nieder, dann machte er das Zeichen des Kreuzes über ihn uud murmelte:

„Er iſt es wirklich, den ich ſo lange erſehnt. Der Heiligenſchein um ſein Haupt bekundet ſeine göttliche Sendung. Nun kann ich ruhig zu Grabe gehen, — bin ich doch nicht der letzte Prieſter in St. Arkobaſt; dieſer Gottgeſendete wird mir nachfolgen und einen neuen Orden hier ſtiften. Du heilig Haus ſollſt nicht untergehen im Gedächtniß der Menſchen. Ja, ja, was die beſchließen, die ſich die Weiſen der Erde dünken, durchkreuzt Gottes Wille.

Ein Wunder geſchieht und ihr Thun wird zu nichte. Mit mir ſollteſt du, heiliger Ort, in Vergeſſenheit dahinſinken — aber nimmermehr — Gottes Geſandter zieht ein, und dein heiliger Name lebt ewig."

Er lächelte in kindlich frommer Weiſe vor ſich nieder, dann breitete er ſegnend ſeine Hände über dem Schläfer aus und fuhr fort:

„Du wirſt erwachen, wenn der Tagesſtrahl das bleiche Mondlicht verdrängt — ich werde dann ſchlafen gehen für immer. Gott ſei mit uns Beiden!" —

So leiſe, wie er gekommen, verließ er die Zelle wieder. Am andern Morgen fand man ihn todt auf ſeinem Lager. Der letzte Mönch, der wunderliche Alte von St. Arkobaſt iſt zur ewigen Ruhe eingegangen, — hieß es in der Stadt — und alle Räumlichkeiten des großen Gebäudes wurden zur Benutzung ausgeboten. Doch Niemand meldete ſich in dem Kloſter, das Geiſter beherbergte, und von Spukgeſtalten und andern Gefahren umgeben war, ſeine Wohnung aufzuſchlagen.

Gutenberg hatte nach ſeinem nächtlichen Aufenthalte darin, neu geſtärkt die Stadt erreicht und ſuchte dort einige befreundete Familien auf, deren Namen und Verhältniſſe er von ſeinem Elternhauſe her kannte.

Man nahm den vielgewanderten Sohn aus einem angeſehenen Patrizierhauſe des mächtigen Mainz freundlich auf und ſuchte ihn in die vornehmeren Kreiſe der Stadt zu ziehen. Seine gebietende Geſtalt, ſein ſchönes männliches Angeſicht, ſeine ſanfte Art und Weiſe, wie ſeine anſprechenden Manieren, die in António's Hauſe die deutſche Rauhheit gänzlich abgelegt hatten, gewannen ihm ſchnell das Wohlwollen Aller, beſonders das der Frauen, die ſich bemühten, den Mainzer Junkherr für immer an Straßburg zu feſſeln.

Er ſchrieb nach langer Zeit wieder einmal den Seinen und die Trauerkunde wurde ihm, daß ſein Vater geſtorben. Zugleich erhielt er ſeinen Antheil an dem väterlichen Erbe, das jedoch nur aus einer ſehr kleinen Summe Geldes beſtand. Der alte Genßfleiſch hatte noch zu Lebzeiten ſeinem Sohne Frielo den bei weitem größten Theil ſeines Beſitzthums hingegeben, da deſſen Lebensweiſe ihn immer und immer wieder in Schulden und Ungelegenheiten ſtürzte. Doch Gutenberg, weit entfernt, an dem unbedeutenden Erbe zu mäkeln, war dankbar für die Hilfe in der Noth, denn er wußte in der erſten Zeit nicht, mit was ſeinen Aufenthalt in Straßburg friſten. Die

mechaniſchen Fertigkeiten, welche er beſaß, im Dienſt um das tägliche Brod auszubeuten, fiel ihm ſchwerer, als er gedacht, beſonders in einer Stadt, in der ſeine Standesgenoſſen daſſelbe Vorurtheil hatten, welches ihn aus der Heimath fortgetrieben. Hier wie dort galt dem Adel die Arbeit der Hände, wenn ſie auch noch ſo Schönes und Nützliches lieferte, für eine Entwürdigung ihrer Lebensſtellung, das gewerbliche Treiben nur für eine Sache, dem Bürgerlichen ganz allein zugehörig. Zudem lag es nicht in Gutenberg's Sinn, als ein Gewerbtreibender ſeinen Lebensunterhalt zu finden. Was er lernte, erſann und mit ſeinen Händen ausführte, galt ihm als ein Mittel zu dem hohen Zwecke, der ihm vorſchwebte, war ihm die Stufenleiter, um auf die Höhe einer Kunſt zu gelangen, deren Ausübung eine göttliche, eine welterſchütternde werden mußte. — Das geſellige Leben unter dem Adel in Straßburg fing an, Rechte an ſeine gaſtliche Perſon geltend zu machen, was durchaus ſeinen Neigungen nicht entſprach und ſchnell das kleine väterliche Erbtheil aufzuzehren drohte.

Dieſem zu entgehen, ſuchte er eine der Stadt entfernte Wohnung, und das Kloſter St. Arkobaſt fiel ihm wieder ein. Noch ſtanden ſeine Räumlich-

keiten unbenutzt, bis auf die Stube des Wächters. Gutenberg miethete ſich hier ein und ſuchte einige taugliche Gemächer für ſich und Lorenz aus. Man nannte ihn einen Sonderling und ein neugieriges Intereſſe verfolgte ihn noch längere Zeit — ſo lange, bis der adelige Junkherr aus ſeinen mechaniſchen Kenntniſſen eine Erwerbsquelle machte, Steine ſchliff und kleine Spiegel zum Verkauf anfertigte. Die Nothwendigkeit trieb ihn dazu. Seine beſcheidene Einrichtung hatte einen Theil ſeines Erbes aufgezehrt, den andern ſeine geheimen Arbeiten.

In einem entlegenen Gemache des ehemaligen Kloſters ſaß er Stunden, Tage und häufig auch Nächte hindurch und arbeitete und mühete ſich, nur zu häufig in vergeblichen Verſuchen ab. Hier lag ausgebreitet vor ihm, was er in tagelangen einſamen Arbeiten zu Stande gebracht, und ihn noch keineswegs befriedigte. Die Holztafeln mit den eingeſchnittenen Buchſtaben und Bildern, die unzähligen Verſuche, ſie in leichter Weiſe abzudrucken und zu vervielfältigen — Farbentöpfe — verſchiedene Tinten — Reiber — und Anfänge zu Preſſen ähnlichen Apparaten; dann Papier, Pergament, Leinwand, Leder und Metall, wie Handwerkzeug aller

Art. Jeder Tag häufte das Material; doch bald fehlten die Mittel dazu, wie auch für die täglichen Bedürfniſſe. Für beides mußte Rath geſchafft werden.

Gutenberg errichtete noch eine andere Werkſtätte und Lorenz ging in die Stadt und ſuchte Arbeit dafür. In den hellen Stunden des Tages ſchnitt oder ſchliff er dort Steine, und polirte Spiegel. Die Kunſt, die er in Venedig erlernt, mußte ihm in Straßburg Brod erwerben, noch mehr, mußte ihm die Mittel geben, um in jahrelangen, vielleicht fruchtloſen Verſuchen einem Gedanken nachzujagen, deſſen Endziel mit magnetiſcher Kraft ſein Sinnen und Trachten feſt hielt und alle ſeine Handlungen beſtimmte. Alles, was ihn darin ſtörte, wurde ihm peinlich, weshalb er auch den Verkehr mit Menſchen möglichſt vermied und Lorenz zum Vermittler zwiſchen ihnen und ſeinen Arbeiten machte, ſo weit dies nur anging. Der treue Diener lebte ſich mit ſeinem Herrn ſo in dies einſame Leben hinein, daß er ſich nur einmal dagegen auflehnte, als nämlich die Nachricht von Mainz eintraf: die Patrizier hätten ſich mit den Zunftgenoſſen verſtändigt und die meiſten von ihnen ſeien wieder in die Vaterſtadt zurück-

gekehrt. Unter denen, die namentlich dazu aufgefordert worden, befand ſich auch Johann Genßfleiſch der junge, genannt zum Gutenberg. Da wollte der rheingauer Schiffer aufbrechen und nach der Heimath ziehen. Alle lieben Erinnerungen aus ihr wachten in ihm auf, doch Gutenberg hatte ſich an den einſamen Aufenthalt ſo feſt gekettet, daß dieſer Heimathruf ihn nicht davon loszureißen vermochte. Ihm erſchien er nur als eine neue Störung ſeiner Arbeiten, eine Unterbrechung, die er nicht verantworten konnte, und ſo ſehr ſein Herz auch darnach verlangte, die alte Mutter wiederzuſehen, den Segen des am Grabe ſtehenden Martins zu empfangen, und zu hören, was aus Katharina geworden, verſchob er doch immer und immer wieder ſelbſt eine Reiſe nach Mainz, die ihn jedenfalls längere Zeit von ſeiner geheimen Werkſtätte getrennt hätte. Er blieb in dem Kloſter zum heiligen Arkobaſt und Lorenz hütete nach wie vor den Meiſter und ſeine geheimen Arbeiten, deren Zweck er nicht kannte und zuweilen ſelbſt ein Grauen davor empfand, denn obgleich er auf die Gottesfurcht ſeines Herrn ſchwor, wie auf die Wahrheit des Evangeliums, erfüllte ſein geheimnißvolles Schaffen, von dem er keinem Men-

ſchen Rechenſchaft gab, doch zuweilen ſeine Seele mit einem unheimlichen Gefühle, das der Aufenthalt in dem großen, leeren Gebäude voller Geiſterſpuk mitunter zu einer ſchlimmen Kriſis ſteigerte, in der er Gutenberg's ſonderbares Treiben zu allen Teufeln wünſchte — dann ihm aber wo möglich immer wieder mit doppelter Liebe und Treue anhing.

So gingen mehrere Jahre vorüber in Forſchung, Arbeit, Mühen und Sorgen.

Gutenberg, der eine jährliche Rente, die ihm ſeine Mutter in beſſeren Zeiten angekauft, von der Stadt Mainz zu beziehen hatte, wurde dieſe, da er auf ihren Ruf nicht zurückkehrte, vorenthalten und alle Mahnungen darum, wie ſelbſt die Vermittlung ſeiner Mutter blieben fruchtlos. So kam er, als das kleine väterliche Erbe aufgezehrt war, in große Noth und er mußte mehr an den täglichen Erwerb, als das Fortſchreiten der Druckkunſt denken, was ihn mit namenloſer Pein erfüllte. Nach Mainz zurückkehren wollte er nicht früher, als bis er Weſentliches darin erreicht hatte; wollte nicht mit dem noch ſo Unvollkommenen vor ſeine Mutter treten, nicht vor Katharina, nicht vor den alten Lehrer, und ihre Sorgen um ihn mehren; noch weniger mochte er

von ihnen an eine Umkehr von ſeinem Wegen gemahnt werden — und er fürchtete es, wenigſtens von Martin und ſeiner Mutter. Drum beſſer, er blieb der Heimath vorerſt noch fern. Sehen wohl wollte er die Lieben einmal wieder, doch nur, um ſie an das Herz zu drücken und dann wieder zu ſcheiden. Aber dazu fehlte ihm das nöthige Geld — auch geizte er mit der Zeit, und die Reiſe nach Mainz wurde immer wieder hinausgeſchoben.

Da kehrte eines Tages Lorenz faſt athemlos aus der Stadt zurück und berichtete, daß der Stadtſchreiber Nikolaus aus Mainz ſich in Straßburg befinde, und Gutenberg mit Fug und Recht zuſtände, ihn feſtzuſetzen, bis ſeine Vaterſtadt ihn auslöſe, indem ſie die ihm zugehörige jährliche Rente auszahle.

Gutenberg beſaß ein Schriftſtück darüber, wo es unter anderem hieß, daß, ſobald ihm dieſe Rente nicht richtig ausbezahlt würde, Bürgermeiſter und Rath der Stadt Mainz dafür einſtehen müßten, und er ſie greifen und pfänden laſſen dürfe, wo es auch ſei.

Darauf gründete ſich ſein Recht auf die Perſon des Rathſchreibers, und ſo ungern er ſich auch zu einem gewaltſamen Schritte bewegen ließ, war es doch eine zu große Nothwendigkeit für ihn, Geld

zu bekommen, als daß er ſich nicht entſchloſſen hätte, der Mahnung ſeines Dieners zu folgen. Er begab ſich ſogleich mit Lorenz nach Straßburg und fand den Stadtſchreiber dort in einer Schenke; er beſprach ſich mit ihm, und erſt, als ſich dieſer zu keiner gütlichen Vereinbarung entſchloß, führte er Klage gegen ihn und ließ ihn gefangen nehmen. Empört darüber blieb der ſtädtiſche Vorſtand zu Mainz bei der Verweigerung die Rente auszuzahlen, und wendete ſich an den Rath von Straßburg um Freigebung des Gefangenen. Gutenberg, deſſen friedlicher und humaner Sinn ſich auch bei dieſer Gelegenheit bewährte, gab nach und traf eine Uebereinkunft mit dem Stadtſchreiber, worin dieſer ſich verbürgte, gleich nach ſeiner Heimkehr dreihundert Gulden, abſchläglich der Rente an einen Vetter Gutenberg's auszuzahlen.

Da es nun längſt ſchon in ſeinem Sinne geſtanden, ſeine Mutter zu beſuchen, den Segen ſeines alten Lehrers ſich zu holen und zu ſehen, was aus Katharina geworden, beſchloß er, dieſes Geld ſelbſt in Empfang zu nehmen, — lieh eine kleine Summe darauf und machte ſich ungeſäumt auf den Weg nach Mainz, Lorenz als treuen Wächter in St. Arkobaſt zurücklaſſend.

6.

Die ſchöne Stadt am Rheine, deren Bürger ſo ſtolz auf ihre Rechte und Freiheiten waren wie auf den Ruhm die erſte und mächtigſte Stadt an dem herrlichen deutſchen Strome zu ſein, behauptete noch immer ihre hervorragende Stellung. Allein deſſenungeachtet unterwühlten die feindlichen Elemente, die ſich in ihrem eignen Schooße entwickelten, wie die eindringenden Verhältniſſe einer verworrenen, ſchlimmen Zeit, den Boden, auf dem ſie ſich einen langen Zeitraum hindurch in gleicher Höhe erhalten. So blühend Mainz auch in der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts noch daſtand, wurde doch ſeit den heftigen Zerwürfniſſen mit dem Adel und der Geiſtlichkeit etwas Unſicheres, an ihrem ſo feſt begründeten Wohlſtande Rüttelndes ſelbſt von den Uebermüthigſten ihrer Einwohner wahrge-

nommen. Dazu kamen noch beſtändige Fehden mit mächtigen Nachbarn, erhöhte Abgaben für des Reiches Oberhaupt, deſſen unausgeſetzten Fahrten und die damit verbundene große Verſchwendung ungeheure Summen erforderten. Auch der fortwährende Krieg mit den Huſſiten erheiſchte die Kräfte der reichen Städte und mahnte ſie, auf ihre eigne Sicherheit zu denken. So fand es auch der Rath der Stadt Mainz nothwendig, die Feſtungswerke zu verſtärken und zu erweitern und ließ die Mauern bis über die Vorſtädte hinausrücken, neue Vorwerke anlegen und die Vertheidigungsthürme vermehren. Dieſe Anſtalten aber zehrten mehr Geld auf, als die höchſten Berechnungen für möglich gehalten, und erſchrocken darüber ſtellte plötzlich die Stadt ihre Zahlungen ein, bat ihre Gläubiger um Aufſchub und ihren Erzbiſchof um Schutz gegen etwaige Verhaftungen der mainzer Bürger in ſeinem Lande. Dieſe Demüthigung war eine Voreiligkeit, die man nur zu bald bitter bereute, denn es ſtellte ſich bei ruhiger Ueberlegung heraus, daß eine ſo reiche Stadt nicht ſo ſchnell verarmen könne und nöthigen Falles noch Schätze genug beſitze, ihre Ehre und Macht zu behaupten.

Durch Vermittlung einiger Großen des Reichs,

wie des basler Conciliums, hatte sich der Zwist mit dem Adel und Klerus beigelegt. Die Patrizier wurden, wie wir wissen, wieder zurückgerufen und ihnen in den meisten streitigen Punkten nachgegeben, nur was Rang, Ansehen und äußere Ehre betraf, hielten die Zunftgenossen die Gleichberechtigung mit ihnen unerschütterlich aufrecht. Mit dem Klerus war es mehr ein diplomatisches Abkommen, das von Seiten des Ersteren viele Hinterthürchen offen ließ, und die sogenannte Pfaffenrachtung — ein merkwürdiges Aktenstück, welches damals zu Stande kam — und die Grundlage zu den spätern Verhältnissen der Stadt mit dem Klerus wurde, ist ein schlagender Beweis dafür. Dieses Dokument, der Stadt in freundlicher Weise aufoktroirt, blieb ein wunder Fleck derselben, ein empfindlicher Dorn in ihrer mächtigen Hand. Aeußerlich war der Friede nun wieder hergestellt, aber wirkliches Vertrauen der herrschenden Partheien zu einander wollte sich nirgends zeigen, und rüttelte fort und fort an dem Wohlergehen der Stadt.

Jakob Fust stand als erster Bürgermeister an der Spitze der Zünfte, und sein hochfahrender Sinn trug wesentlich dazu bei, nicht nur ihren Stolz,

ſondern auch ihren Uebermuth aufrecht zu erhalten. Er ſelbſt in ſeinem Gewerbe, wie auch in ſeinem Hauſe, und beſonders aber in ſeinem ſchönen Weibe, trug alles Anſehen, doch auch alle Hoffarth des mächtigen und reichen Bürgerthums zur Schau. In ſeiner Werkſtätte wurde der Ruhm von Meiſter Helferich's einſtigen Arbeiten überſtrahlt; — ſein Haus war prächtiger eingerichtet, als eines der wieder geöffneten Patrizier-Häuſer. Margarethe ſchmückte ihre Stuben nicht nur mit den ſchönſten Arbeiten deutſcher Meiſter aus, ſie gab ihnen auch noch Kunſt- und Induſtrie-Erzeugniſſe fremder Länder bei. Ihr Mann beſaß ja Reichthum für ſolchen Luxus, und da ſie kinderlos war, hatte ihr Herz kein höheres Intereſſe. Sie ſelbſt ging in prächtigerer Kleidung einher, als je ein Bürgerweib getragen. Ihr Gewand von feinem Wollenſtoff war ſo lang und faltig und von ſo ſtrahlender Farbe, wie das der vornehmſten Dame. Um ihre vollen Formen legte ſich das Mieder eben ſo eng an und bedeckte dieſe gerade ſo wenig, wenn ſie zu einem Feſte ging, als man es an den Frauen, welche den Banketten der Großen beiwohnten, wahrnahm, und auf ihrem Haupte ſaß der Aufſatz mit den weißen Federn und golde-

nen Zierrathen feſt und keck, wie auf dem Haupte der ſtolzeſten Gräfin, ja keine hatte wohl eine ſo koſtbare Agraffe daran, als für ſie in der Werkſtätte ihres Mannes verfertigt worden war, und nur wenige Gürtel blinkten mit ſo hellen Goldknöpfen und Schellchen, wie der ihre; auch das Geſchmeide, das ſie um den ſchönen Nacken trug, hatte wohl nicht viele ſeines Gleichen. Wenn ſie ſo einherſchritt, war ſie prächtig anzuſehen, die ſtolzeſte Bürgersfrau des güldenen Mainz, — und was ſie that und was ſie ſagte, ſtand in Harmonie damit. Sie dünkte ſich wohl auch die Erſte ihrer Vaterſtadt, weil ihres Mannes Stimme am meiſten darin galt, und wahrhaft majeſtätiſch ſah ſie auch aus mit ihrer großen, imponirenden Geſtalt und ihren herriſchen, blitzenden Augen.

War ſie glücklich dabei? — Wer konnte das entſcheiden? —

Der Ausdruck ihres Geſichtes war ein beinahe gleichmäßiger. Auf ihrer Stirne lag keine frühzeitige Falte und keine ſchmerzlichen Linien zogen ſich um ihren friſchen Mund. Man hörte ſie wohl nur ſelten lachen, doch klang es ſtets hell und klar, wenn auch nicht mit dem eigenthümlichen und anſteckenden

Laute wirklicher Freude — und weinen ſah man ſie nie. Sie hatte in ihrem Hauſe für ſich eine eigne Stube einrichten laſſen, in welche ſie jedoch nur ſelten eintrat; wenn ſie es that, ſchloß ſie dieſelbe ab und war dann mehrere Stunden für Niemand, ſelbſt für ihren Mann nicht zugänglich. Dieſe Stube war einfacher eingerichtet, als alle andern Räume des Hauſes und war an die Stelle der Kammer gekommen, aus deren Fenſter ſie früher ſo oft auf Elſens Blumengärtlein hinabgeblickt hatte. Dieſes hübſche Gärtlein war in der langen Zeit, in welcher es ſeine Pflegerin entbehrte, eine wahre Wildniß geworden und trübe ſahen die verſchloſſenen Läden des Hofes zum Gutenberg darauf nieder. Dieſe nun waren zwar ſeit einigen Jahren wieder geöffnet, aber das Gärtlein blieb in ſeiner Verlaſſenheit liegen. Frau Elſe, deren ſchwarz eingehüllte Geſtalt zuweilen an einem der Fenſter ſichtbar wurde, ſchien die Freude an den Blumen verloren zu haben. Diſteln und wildes Geſträuch wuchſen unangefochten an ihrer Stelle und ſchlangen ſich immer höher unter Margarethens Fenſter an der Mauer hinauf, welche das Nachbarhaus von dem ihren trennte.

Margarethe hielt ſich, ſeit der Hof zum Guten-

berg nicht mehr ganz verſchloſſen war, öfter in dieſem Gemache auf, als ſonſt geſchehen. Da ſich in denſelben auch ein Schreibtiſch und einige Bücher vorfanden, hieß es im Hauſe, was auch theilweiſe der Fall war, ſie beſorge die ſchriftlichen Geſchäfte ihres Mannes, weshalb ſie, um ungeſtört dieſe ſchwierige Arbeit zu vollbringen, ſtets die Thüre des abgeſonderten Gemachs verſchließe.

Seit Elſe wieder in den Hof zum Gutenberg eingezogen war, ſaß jedoch Margarethe häufiger am Fenſter, als am Schreibtiſche. Die dunkle gebeugte Geſtalt der einſt ſo anmuthigen, freundlichen Frau zog ſie immer wieder dahin von wo aus ſie dieſelbe zuweilen ſehen konnte. Was bei dem Anblicke der Mutter Johann's in ihrer Seele vorging, war jedoch nicht zu erkennen, wenn ſie die verſchloſſene Thüre wieder öffnete und die Stube verließ. Der gleichmäßige Ausdruck ihrer Züge blieb derſelbe, ſelbſt Jakob's ſcharfes Auge, das ſie nach ſolchen Stunden forſchend traf, konnte nicht die kleinſte Veränderung darin bemerken.

Im Hofe zum Gutenberg blieb es indeſſen, trotz der geöffneten Läden faſt gerade ſo ſtill, wie es ge-

weſen, als ſie noch verſchloſſen waren, denn außer dem ſchlürfenden Tritte des alten Paters, der ſeines hohen Alters ungeachtet noch immer Elſens täglicher Gaſt war, ließ ſich ſelten ein lauter Ton darin vernehmen.

Die altgewordene Frau, in Trauer um den dahingegangenen Gatten, in tiefer Bekümmerniß wegen Frilo und in ſchwerer Sorge um den fernen Sohn, lebte ganz ſtille vor ſich hin. Ihr klares, mildes Geſicht hatte ſich in ſchattige Falten gelegt und das ſchalkhafte Lächeln um ihren anmuthigen Mund ſich in ein wehmüthiges verwandelt. Frilo's zerrüttete Verhältniſſe erlaubten ihm nicht, mit ſeiner Familie der Mutter nach Mainz zu folgen, obgleich er gern das verſchuldete Hofgut in Eltwill mit dem minder ſchwer belaſteten Hof zum Gutenberg vertauſcht hätte. — Konnte er es doch den Rittern, welche den Hof des Erzbiſchofs umgaben, nicht mehr gleich thun. Sein Hochmuth rächte ſich jetzt an ihm ſelbſt, er mußte ſich den Verhältniſſen beugen, die er heraufbeſchworen hatte. So lange der alte Genßfleiſch lebte, hielt dieſer den bevorzugten Sohn oben und brachte dadurch beinahe ſein ganzes Vermögen zum Opfer. Er that dies ohne viel Bedenken, da er dem fernen

Sohne, der gegen seinen Willen die Welt durchzog, grollte, und mit dem er sich erst auf seinem Sterbebette, von Elsens Ermahnungen und dem nahenden Tode bezwungen, in seinem Innern wieder aussöhnte.

Als sein Leben zu Ende gegangen, war für Frilo kein Halt mehr, und er schloß sich, vereinsammt, kränkelnd und mürrisch in den alten Familiensitz ein. Seine jüngste Tochter fand in einer ziemlich guten Heirath ein bescheidenes Glück; — Katharina dagegen wies jede Bewerbung um ihre Hand zurück und folgte, als die Großmutter von Eltwill schied, dieser nach Mainz, und lebte seitdem mit ihr ein stilles, fast klösterliches Leben in dem Hof zum Gutenberg. Ihr Wunsch war, in ein Kloster der Stadt einzutreten und gerne hätte sie das kleine, arme Kloster um Aufnahme gebeten, in dem Hemma's Grab seit kurzem sich erhob. Kuno's Schwester hatte in dem armen heiligen Hause in Arbeit und Gebet ihren Seelenfrieden wieder gefunden und starb versöhnt mit ihrem trüben Geschick. Katharina, welche mit liebender Theilnahme an ihr hing, hatte sie häufig besucht und an ihrer frommen Ergebung die eigne Demuth gestählt. Das Kloster, das von Arbeit und Mildthätigkeit sich erhielt, sagte ihrem

demüthigen Weſen zu, allein der hochfahrende Sinn ihres Vaters, der, wenn auch äußerlich gebrochen, doch bei allen Familienangelegenheiten ſich geltend machte, wollte ſein Kind nur als Nonne in einem der reichſten, nur den Töchtern des Adels zugänglichen Kloſter ſehen, nicht in dem der armen Schweſtern zur heiligen Clara. Dazu aber fehlte es Katharina an der nöthigen Mitgift, und da es nicht in ihrem Charakter lag, mit Gewalt etwas zu erzwingen, blieb ſie vorerſt bei der alten Großmutter.

Elſe war damit ſehr zufrieden. Katharina war ihr beſter Troſt, ihre einzige Freude noch in dieſen trüben Tagen. Mit Schrecken hatte ſie nach dem Tode ihres Eheherrn erfahren, daß es ihrer mütterlichen Macht nur wenig gelungen war, für Johann's äußere Verhältniſſe zu ſorgen. Auch ſein Erbtheil, der Hof zum Gutenberg, war verſchuldet, und außer der jährlichen Rente, die ſie einſt in beſſeren Zeiten bei der Stadt für ihn eingekauft, blieb ihm wenig übrig. Sie lebte mit der äußerſten Sparſamkeit in dem lieben Familienhauſe, das zu veräußern ihr eine Unmöglichkeit geweſen wäre, ſelbſt wenn es dem Sohne mehr Vortheil gebracht hätte. Seit ſie wieder im Hof zum Gutenberg wohnte,

klammerte ſich ihr Herz an die Hoffnung an: Johann müſſe jetzt wiederkehren, und, wie alle Mütter, beſchäftigte auch ſie ſich oft Stunden, ja Tage lang mit der künftigen Häuslichkeit ihres Sohnes. War er nur erſt wieder da, dachte ſie in verzeihlicher Mutterſchwäche, werde ſich auch in kurzer Friſt Alles nach ihrem Wunſche geſtalten, und bald ein liebes, braves Weib mit paſſender Mitgift für den wohlgebildeten Sohn eines alten Patriziergeſchlechtes gefunden ſein.

So ſuchte ſie ihre Sorge um das geliebte Kind in Schlummer zu wiegen und das Weh ihrer jetzigen Tage mit einer freundlichen Zukunftshoffnung zu mildern, die ſie ſogar in mancher ſtillen Nachtſtunde mit einer Freudenthräne benetzte, in deren erquickendem Thau ſie das einſtige Geſchick des theuren Sohnes aufblühen ſah, wie eine hellleuchtende Blume über ihrem Grabe. — Aber noch immer blieb Johann fern und die ſeltene Kunde, welche von ihm kam, ſprach nie von ſeiner Heimkehr, und oft drohte die Hoffnung, mit der ſie ſo gerne ſeine Zukunft erhellte, zu erlöſchen. Sobald jedoch die Thränen des Schmerzes über ihre gefurchten Wangen rollten und eine Klage gegen den

Sohn aus ihrem Munde kam, wußte Katharine dieſes ſchnell zu beſänftigen, mit ihrem feſten Glauben an Johann's höhere Beſtimmung. Wie ein holder, ſchützender Geiſt ſtand ſie neben der alten Frau, — wie ein Engel, der ihr irdiſches Bangen mit himmliſcher Kunde beſchwichtigte und die klagende Sehnſucht ihres Mutterherzens immer wieder in Liebe, Hoffnung und Glauben auflöſte. Katharina's ganzes Weſen hatte etwas überirdiſches angenommen, das auf Elſe und auch den alten Pater bezwingend wirkte. Noch leiſer als ihre Großmutter, wandelte ſie durch das ſtille Haus, — ihre leichte, ätheriſche Geſtalt ſchien kaum den Boden zu berühren, ihr zartes, bleiches Angeſicht mit den frommen, blauen Augen von jenſeits gekommen zu ſein. Längſt ſchon war der roſige Schimmer der Jugend, der ſie einſt ſo irdiſch ſchön gemacht, ihr entflohen und das goldene Haar, das üppig ihr liebliches Angeſicht umſäumt, lag verborgen unter der weißen ſchleierartigen Umhüllung des Hauptes, die zugleich in dichten Falten ihren Oberkörper umſchloß.

Elſe hing mit aller Liebe einer Großmutter, zugleich mit einer gewiſſen Ehrfurcht an ihrer Enkelin und dankte im Stillen, trotzdem daß ſie ſich oft

ſchwere Vorwürfe darüber machte, dem ſtolzen Sinne Frilo's, der ſie dem Kloſter ferne hielt. Dem Wunſche Katharina's, ſich dem klöſterlichen Leben zu weihen, entgegenzutreten, fiel ihr jedoch niemals ein; — das wäre, nach den Anſichten der damaligen Zeit, eine zu große Sünde geweſen, und Elſe hätte gewiß, wenn es ihre Verhältniſſe geſtattet, Katharina's Mitgift für ein Kloſter nach dem Wunſche ihres Vaters beſorgt, ohne an den Schmerz zu denken, den ihr der Abſchied von ihrer Enkelin bereiten mußte. So aber, da dies nicht möglich war, verfiel ſie eben unwillkürlich immer und immer wieder in die Sünde, ſich über die wohlthuende Anweſenheit des lieben Kindes ganz beſonders zu erfreuen. Und wer konnte ihr dies auch verargen? — Hatte ſie doch außer dem Pater und Katharina kein liebes, befreundetes Weſen um ſich — und das Haus war ſo groß und die weiten Gemächer ſo leer und ſtill!

Wenn der Abend kam und ſie am Spinnrocken ſaß, mußte denn da nicht Katharina neben ihr ſein und ihr von Johann erzählen, — den Abendſegen beten, — oder ein frommes Lied ihr ſingen? Kam Martin noch dazu, was meiſtens der Fall war,

konnte ſie all ihr Leid bezwingen, ja manchmal ſo zufrieden ſich fühlen, daß der heitere Ausdruck mit dem wehmüthigen in ihrem Geſichte um den Sieg rang und ein Lächeln von ehedem ſich wie eine Mahnung an frühere glücklichere Tage um ihren bleichen Mund ziehen wollte. Wie freute ſich der gute, alte Freund, wenn er dies bemerkte. Sein welker, zitternder Körper, der ſo ſichtlich am Rande des Grabes ſchwankte, ſchien dabei immer wieder friſche Lebenskraft zu gewinnen.

Doch manchmal auch gelang es weder Katharina noch ihm, die beſorgte Mütter froher zu ſtimmen. So ſaßen ſie eines Abends beiſammen und Elſe's Sehnſucht nach dem fernen Sohne wollte ſich nicht beſchwichtigen laſſen.

„Warum biſt du nur heute ſo kleinmüthig, liebe Ahne?" fragte Katharina mit einigem Vorwurf. „Sein Geiſt iſt uns ja immer nahe, wenn auch ſein Körper in der Ferne weilt. Er denkt in Liebe unſerer, wie wir ſeiner, und wenn es Zeit iſt, kehrt er auch wieder. Glaube es doch — du lauſcheſt ja ſonſt ſo gläubig meinen Vorherſagungen.

„Ich werde ſie nicht erleben — ſeine Wiederkehr," wandte die alte Frau leiſe und ſchmerzlich ein.

„Gewiß, du wirſt's erleben, Ahne," ſprach Katharina mit Zuverſicht. „Denn, ſieh, ſo ſteht's vor meiner Seele — ja mir iſt's ſeit einigen Tagen, er werde bald kommen, recht bald."

Sie verſank in Nachdenken, und weder der Pater, noch Elſe ſtörten ſie darin. Nach einer Weile neigte ſie, wie aufmerkſam lauſchend, ihr Haupt zur Seite, dann ſprang ſie plötzlich auf und rief, während ihr ganzer Körper in eine zuckende Bewegung gerieth:

„Wie wird mir? Mein Blut wallt auf — meine Pulſe klopfen und mein Herz ruft: er kommt — er iſt da — ja ja, ich höre ſeinen Schritt — ich empfinde ſeine Nähe. Mutter, dein Sohn iſt es — Johannes — mein Seelenfreund!"

Sie taumelte zurück und lehnte ſich erſchöpft in eine Fenſterniſche. Martin trat beſorgt zu ihr, während Elſe nach der Thüre ſtarrte, die ſich eben langſam öffnete. Ein Freudenſchrei drang aus ihrer Bruſt und der Sohn lag zu ihren Füßen, ſein weinendes Angeſicht in ihrem Schooße verbergend.

„Biſt du's denn wirklich — mein Sohn — mein Henne — mein liebes Kind?" ſtammelte Elſe, bemüht, mit ihren zitternden Händen ſein Haupt em-

porzurichten, ſein liebes Auge dem ihren entgegen — und es fand das ihre und ſie hingen ſich ſo feſt und innig aneinander, als ob ein heiliger Magnet ſie unauflöslich zuſammenkette. Elſe vergaß im Anblicke des Sohnes den Freund und die theure Enkelin — vergaß die ganze Welt — Alles, außer ihrer Liebe zu ihm — und er, gefeſſelt von dem innigen Blick dieſer Liebe, ſah nur ſie — und jede Frage küßte ſie ihm von den Lippen, erſtickte ſie mit ihren Liebeslauten, mit ihren Freudethränen.

Da trat der Pater leiſe hinzu und unter Thränen lächelnd ſprach er mit liebreichem Vorwurf:

„Ei, Frau Elſe, gönnt uns doch auch ein wenig Theil an dieſer Freude! Könnt Euch doch denken, wie mich's verlangt nach dem Gruße meines Zöglings — und auch Katharina, welche dies Glück uns verkündet hat, ſehnt ſich gewiß nach dem Willkommskuß des lieben Ohms.“

Gutenberg erhob ſich raſch und drückte den alten Freund an ſein Herz — dann ergriff er Katharina's beide Hände, die noch immer regungslos am Fenſter lehnte, zog ſie zu ſich her, küßte ihre reine Stirne und flüſterte bewegt:

„Gott zum Gruße, meine liebe Muhme!“

Dann ſah er ſie lange an und ein leiſes Weh ſchlich ſich in die freudige Erregung dieſes Wiederſehens. Sie kam ihm ſo verändert vor, das roſige Kind, das in ſeiner Erinnerung gelebt, fand er nicht wieder, und ſo engelhaft auch ihre Erſcheinung war — ſie machte einen wehmüthigen, faſt ſchmerzlichen Eindruck auf ihn.

„Biſt du krank, Katharina?“ fragte er ſie nach einer Weile ſtillen Beſchauens.

„Nein, Johann,“ gab ſie kaum hörbar zur Antwort. „Ich war geſund bis heute, nachdem ich kurz nach deinem Abſchiede eine ſchwere Krankheit überwunden. Mein Körper blieb ſeitdem geſund, — die Seele — die leidet immer an Gebrechen, und um ſie zu heilen, ſoviel als hienieden möglich, will ich mein Leben in einem Kloſter beſchließen. Daß ich noch nicht in heilige Mauern eingekehrt bin, iſt nicht meine Schuld; — doch darüber laſſe uns jetzt nicht ſprechen. Jetzt wollen wir uns nur deiner Ankunft freuen, und ſorgen, daß es dir recht gut bei uns werde. Ich will gehen, dies zu thun. Sieh, deine Mutter verlangt auch ſchon wieder nach dir, und mit Recht. Da, liebe Ahne, haſt du ihn wieder.

Ich gehe, den Abendimbiß und ſein Nachtlager zu bereiten.“

Damit ſchlich ſie leiſe von dannen, von einem trüben Blicke Johann's begleitet; doch Elſe ließ ihm nicht viel Zeit, über Katharina's verändertes Weſen nachzudenken und Martin ſtand ihr darin treulich bei.

Frage drängte ſich an Frage.

„Nun bleibſt du doch ganz und für immer bei mir?“ ſagte Elſe, als eben Katharina wieder eintrat. Sie vernahm dieſe Frage und ihr Auge fiel forſchend auf Johann, und noch ehe er ſeiner Mutter antworten konnte, ſagte ſie:

„Quäle ihn doch nicht mit ſolchen Fragen, Ahne! Zu was willſt du ſchon bei der Freude des Wiederſehens ſein Gemüth ängſtigen? Es geſchieht doch nichts anders, als was er längſt beſchloſſen — und kann auch nicht ſein, da ein höherer Wille ihn lenkt.“

„Dieſer aber hat ihn nun zu mir geführt, in meine Arme,“ fiel Elſe eifrig ein und den Sohn umfaſſend fuhr ſie fort: „Iſt's nicht ſo, Henne? Sage ja und mache deine alte Mutter glücklich, ſo glücklich, wie es dann auf der ganzen Erde keine Mutter mehr giebt.“

„Laß uns darüber ſprechen, wenn wir ruhiger geworden ſind," bat er ſie.

Doch ſie wollte Gewißheit, und nach einigem Zögern ſprach er ſanft:

„Noch iſt die Zeit nicht gekommen, wo ich für immer in die Heimath zurückkehren möchte; — dränge drum nicht in mich, liebe Mutter. Was ich begonnen, iſt ſchwer — noch lange nicht erreicht — und erſt dann will ich wiederkehren, um es Euch und der Heimath als Geſchenk darzubringen."

„Kannſt du es denn nicht in der Heimath, bei mir, hier in deinem Hauſe vollbringen?" beharrte Elſe.

„Laß ihn doch, Mutter!" fiel Katharina mit gehobener Stimme ein. „Was verſtehen wir denn von dem Werke, das er mit Gottes Hülfe vollbringen ſoll. Stelle dich ihm mit deiner Mutterliebe nicht als Hemmniß in den Weg. Das wäre große Sünde, denn was er thut, hat Gott ſelbſt ihm vorgezeichnet."

Ihr Auge ſtrahlte bei dieſen Worten in wunderbarem Glanze und über ihr zartes Geſicht zog das leuchtende Roth heiliger Begeiſterung.

Alle ſahen ſie ſtaunend an; — Gutenberg ſprach tief ergriffen zu ihr:

„Heiliges Kind, wenn dein Auge weiter ſieht, als das der Sterblichen, o, ſo ſage mir, werde ich denn wirklich vollbringen, was vor meinem Geiſte ſteht? —“

„Du wirſt es,“ gab ſie mit Beſtimmtheit zur Antwort.

Er beugte ſein Haupt vor ihr nieder. Sie legte ihre Hand darauf und fuhr in halblauten Worten fort:

„In weiter, weiter Ferne ſehe ich dich hoch erhaben ſtehen, dich, Johannes Gutenberg — ein Lorbeerkranz umgiebt dein Haupt und zu deinen Füßen liegt eine Welt voller Wunder, wie ſie jetzt keine trägt — ich kann ſie nicht faſſen, nicht nennen, ſie häufen ſich immer mehr um dich her, — aber“ — ſie erbebte und umfaßte mit beiden Händen krampfhaft ſein Haupt und flüſterte: „Oh, Oh, — Alles entſchwindet wieder — ich ſehe nur noch dich, wie du hier vor mir ſtehſt — eine Dornenkrone auf deinem Haupte — Dornen auf allen deinen Wegen — Johannes, mein Freund, mein theurer, lieber Freund! Gott beſchütze dich!“

Sie ſank zuſammen.

Elſe brachte ſie hinweg und Martin ſagte zu Johann:

„Sie hat zuweilen ſolche Anfälle — und ich werde nicht recht einig mit mir, ob ihre Weisheit unmittelbar von oben kommt und der ſchwache, menſchliche Körper dies eben nicht recht verträgt, oder ob dieſer in krankhafter Gereiztheit den Geiſt Dinge ſchauen läßt, die in der Ferne liegen und ſo oder ſo kommen mögen, immer etwas Wahres enthalten, weil er ſich immer damit beſchäftigt und dadurch einige Vorausſicht erhält.“

Elſe kehrte wieder. Die Freude des Wiederſehens war etwas geſtört durch die voreilige Sorge, die ſich hinein gedrängt und Katharina's Zuſtand. Das Mahl ging ziemlich ſtill vorüber. Johann's und Martin's Gedanken waren mit Katharina beſchäftiget, während Elſens Auge das Aeußere des Sohnes prüfte, und dieſes, ſo ſchön und ſtattlich es auch war, ihr Mutterherz doch nicht recht befriedigen wollte. Eine zu frühe Furche, zeigte ſich auf ihres Lieblings Stirne und die weichen Schönheitslinien um Mund und Schläfe, welche ſie einſt entzückten, waren verwiſcht von den Spuren der Mühen und Sorgen eines ernſten Lebens. Als er

ihr gute Nacht ſagte, ſtreichelte ſie ſeine Wange, ſein braunes Haar mit jener prüfenden Zärtlichkeit, welche überall eine ſchmerzliche Entdeckung zu machen fürchtet und doch Alles, auch das kleinſte, zu wiſſen verlangt. Dann küßte ſie ihm Locken, Stirne, Mund und Wangen ſo oft und ſo innig, als könne der Mutterkuß ſie wieder friſcher und jugendlicher küſſen.

Von jetzt an wurde Elſe wieder viel rühriger und belebter. Was hatte ſie auch nicht alles zu thun und zu ſorgen in der kurzen Zeit von ihres Sohnes Anweſenheit; denn daß er bald wieder nach Straßburg zurückkehren wolle, hatte er ihr geſagt; und ſie widerſprach ihm nicht mehr. Sie dachte jetzt nur noch daran, ihn für die Fremde möglichſt gut auszuſtatten; ja ſie verwendete ſich ſelbſt mit großem Eifer dafür, ihm den jährlichen Ertrag ſeiner Rente wieder zu ſichern, allein hierin blieben alle Schritte erfolglos. Durch die Gefangennehmung des Stadtſchreibers hatte ſich Gutenberg viele Feinde in ſeiner Vaterſtadt gemacht, deren Einfluß ihm ſchadete und ihm vorerſt nichts weiter gewinnen ließen, als die verbürgten dreihundert Gulden. Erſt ſpäter, wenn er ſich häuslich in Mainz nieder-

laſſen wolle, ward ihm der Beſcheid, könne er wieder ſeine Rente beanſpruchen. Da ihm aber jetzt mehr Geld, als dieſe dreihundert Gulden nöthig und nützlich war, verkaufte er einen Theil ſeiner künftigen Anſprüche für eine nicht ſehr erhebliche Summe; allein ſie hatte im Augenblicke zu großen Werth für ihn, als daß der ſpätere Nachtheil ihn hätte zurückſchrecken können.

Katharina wurde während Gutenberg's Anweſenheit auffallend ſtiller und bleicher, und als Martin ſie eines Tages allein zu Hauſe traf, warf ſie ſich ihm zu Füßen und beſchwor ihn in einer an ihr ganz ungewohnten Aufregung, ihr doch beizuſtehen, daß ſie bald und für immer dieſem Hauſe und der Welt entfliehen könne. Sie zeigte eine ſo auffallende Unruhe bei dieſer Bitte, daß Martin in ſie drang, ihm doch den Grund zu ſagen, warum ſie gerade jetzt ſo eifrig nach dem Kloſter verlange. Und ihr Geſicht in ſeine Hände bergend, beichtete ſie:

„Große Sünde will abermals mein ſchwaches Herz beſchleichen. — Seit ich ihn wiederſah, ſeit ich täglich ſeine Stimme höre, will jenes Gefühl wieder in mir erwachen, — jene verbrecheriſche Empfindung, die ich für den Bruder meines Va-

ters nie hätte haben dürfen und die ich längſt zur Ruhe gekommen wähnte. Drum will ich fort aus dieſem Hauſe, in welchem ich ihn, auch wenn er wieder fern ſein wird, wandeln ſehen werde mit ſeinem lieben, ernſten Angeſicht, ſeiner hohen Geſtalt, ſeinem innigen Blicke. O, guter Vater, ſchützt mich vor mir ſelbſt — vor ihm und allen Erinnerungen an ihm!"

„Die werden auch in das Kloſter mit dir wandeln," erwiderte der Pater kopfſchüttelnd. „Ein ſo tiefes Gefühl verdrängt nicht Gebet, nicht klöſterliche Einſamkeit."

„Wie? Ihr glaubt, dieſe Sünde ſei nicht zu überwinden?"

„Sünde? Was nennſt du Sünde, mein Kind? Daß du den Bruder deines Vaters mehr liebſt, als die andern Menſchen alle? — Ein ſo reines Gemüth, wie das deine — wie ſollte das zu einer Sünde kommen? — Beruhige dich, meine Tochter. Halte die ſündigen Wünſche — Wünſche, die nun einmal von der Kirche nicht gut geheißen werden, dir fern, da ſie dir nur Pein brächten; — lieben aber mit deinem reinen, heiligen Herzen darfſt du ihn, — das iſt nicht Sünde; — denn ſo recht in-

nige, reine Liebe iſt fromm wie das Gebet ſelbſt, wem ſie auch geweiht ſei, ob dem Bruder eines Vaters, ob der — —“

Er hielt plötzlich inne, als habe er ſchon zu viel geſagt; — dann zog er die Knieende empor, ſtreichelte ihr über die blaſſe Wange und fuhr wehmüthig fort:

„Entſagung hat die Roſen auf deinem Angeſichte gebleicht. Du haſt entſagen müſſen, Katharina, und haſt es zeitlich erkannt; warum dich jetzt quälen mit Gewiſſensſkrupeln? Und weshalb in ein Kloſter fliehen vor dir ſelbſt und deinen beſten Gefühlen? — Bleibe bei uns — bei ihr, der du eine Stütze biſt in ihren alten, ſchwachen Tagen. Warum willſt du in Gebet und Kaſteiungen mehr Troſt finden, als in Erfüllung heiliger Pflichten, an die dein Herz mit doppelten Banden dich feſſelt? Ueberlege dies wohl, meine Tochter, und gehe nicht in's Kloſter, ſo lange du noch auf der Welt nützlich ſein kannſt. Denke an deine Ahne — und an ihn, deſſen Mutter du allein den Sohn zu erſetzen vermagſt.“

Er verließ ſie nach dieſen Worten — und ſchwankend, zweifelnd blieb ſie zurück. — Da kam nach

einer Weile Johann aus einem Seitenkabinet, trat zu ihr, faßte ihre Hand und ſagte weich:

„Martin hat mir eben mitgetheilt, daß es dich verlangt, bald in ein Kloſter zu kommen. Ich kann dir dieſen Wunſch mit dem Reſte meiner Rente erfüllen, der dir die Pforten eines jeden Kloſters öffnen wird. Mich koſtet es kein Opfer, denn bis zu der Zeit, wo ich mich ganz hier niederlaſſe, werde ich ja doch von derſelben nichts beziehen — und kehre ich einſt zurück, denke ich dieſe kleine jährliche Einnahme leicht zu entbehren. Drum, liebe Muhme, will ich vor meiner Abreiſe bei der Stadt beantragen, daß die Anſprüche, die ich noch an jene Rente habe, dem Kloſter zugeſchrieben werden, das dich aufnimmt. Martin ſoll mit dem betreffenden Kloſter Rückſprache nehmen, daß, ſobald es dich verlangt, du dieſes Haus verlaſſen und dort einziehen kannſt. Iſt es deinem Herzen Wohlthat, dann laß dich durch keine Rückſicht davon abhalten — und nur, wenn du hier im Hof zum Gutenberg Ruhe und Frieden findeſt, bleibe bei der alten Mutter. Das Eine wie das Andere iſt ein Gotteswerk. Welches von beiden dich mehr befriedigt, Katharina, das wähle. Doch prüfe wohl! —“

„Es bedarf keiner Prüfung mehr," erwiderte ſie nach kurzer Pauſe in gehobener Stimmung, indem ſie Gutenberg's Hand faßte. „Ich will hier bleiben bei deiner Mutter, Johann, — will ſie warten und pflegen, ſo lange ſie lebt. Es war ein täuſchender Nebel, der mein Auge umhüllte, als ich es anders für beſſer anſah. Klar ſteht es jetzt vor meiner Seele: es iſt nicht Sünde, daß ich dich liebe, wie ich es thue und ewig thun muß. Das erſte, heiße Jugendverlangen iſt längſt überwunden. Es war nur eine ſchwache Anfechtung, die mich befallen, denn meine Liebe zu dir iſt geheiligt, ſtehſt du doch ſelbſt als ein Heiliger vor mir. Ich will ſie drum auch nicht länger zu verbergen ſuchen; — Ihr alle ſollt ſie erkennen, ſteht ſie doch hoch über allen irdiſchen Wünſchen. Ziehe du beruhigt gen Straßburg — deiner Mutter bleibt ein treues Kind zur Seite bis ihr Auge bricht. Dann erſt, Johann, will ich ſcheiden aus dieſem Hauſe, aus der Welt; — dann erſt iſt meine Stätte das Kloſter. Bis dahin verharre ich in deinem Hauſe, ſchütze die Mutter mit meiner kindlichen Liebe und denke deiner, mein Seelenfreund, wie ich der Heiligen gedenke, zu denen ich täglich bete."

„Ich danke dir, Katharina," sprach Gutenberg tief ergriffen. „Danke dir aus voller Seele für deinen Entschluß, der mir das Scheiden leichter macht. Wenn ich erreicht, wonach all meine Sinne trachten, dann kehre ich wieder und leg' es dir zu Füßen, Heilige!"

„An dem Altare Gottes leg es nieder, nicht vor mir!" — sprach sie in Extase. „Dort falle mein Auge betend, dankend, preisend darauf, dort, mein Freund, — mein heiliger Freund."

„Gott und dir sei das erste gelungene Werk geweiht," erwiderte er. „Deine Seele allein faßt die Größe meines Gedankens, weil sie Gottes Stimme darin erkennt, wie ich. — Wenige nur erkennen, was Gott zu ihnen spricht und Hohn trifft häufig die, welche sein Wort verstehen und es offenbaren. Drum laß es uns wie seither in unserer Brust verschließen, bis die That als vollendetes Werk es der Welt verkündet."

„So sei es," sprach Katharine feierlich.

„Wenn wir uns nach Jahren wiedersehen," sagte er, ihre Hand ergreifend, „stehe ich der Vollendung nahe. — Nur so kehre ich, oder niemals wieder."

„Du kehrst wieder. Wir sehen uns wieder," ver-

hieß ſie mit frommer Zuverſicht. „Wenn auch dein Weg über Dornen geht — und du aus tauſend Wunden bluteſt — er führt zum Ziele. Das halte feſt.“

Elſe und Martin traten ein.

Katharina ſetzte ſich ſtill zur Seite. Ihr Angeſicht war ſo heiter, wie lange nicht mehr; die tiefverborgene Liebe, die in manchen Stunden wie eine ſchwere Schuld aus der Jugendzeit in ihr nachgeklungen hatte, und durch Gutenberg's Nähe wieder lebendiger aufgewacht war, ging jetzt, nachdem ſie dieſelbe bekannt, in eine heilige Begeiſterung für ihn über, welche ſie beglückte und die, wenn auch Täuſchung in dieſer Exaltation liegen mochte, ſie doch in einer Weiſe hob, vor der jeder irdiſche Wunſch, jedes ſinnliche Verlangen verſtummte.

Gutenberg jedoch war von dieſer Scene ſchmerzlich aufgeregt und obgleich er niemals an Katharina's Beſitz gedacht hatte, bewegte doch das Geſtändniß ihrer Liebe, wenn es gleich ein heiliges war, ſein Herz und machte ihn etwas unruhig. Er verließ deshalb bald die Stube und ging hinab in das Gärtlein, das einſt ſo ſchöne Blumen getragen. Es that ihm weh, jetzt nur wildes Geſtrüpp darin zu

finden und unwillkürlich ſah er an der Mauer auf an Margarethens Haus, an das Fenſter, durch welches er ihr einſt die verhängnißvolle Blume gereicht. So viel Liebe hatte ihm ſchon freundlich zu häuslichem Glücke gewinkt — und er hatte ſie verſchmäht. Ein einſamer Wandler auf der ſchweren Bahn ſeines Lebens ſtand er da. Konnte denn nicht das liebende Herz und die ſorgende Hand eines Weibes ſie ihm leichter machen? War es nicht Hochmuth, daß er glaubte, nur allein darauf wandeln zu dürfen, und außer Katharina's prophetiſchem Blicke er keinem andern darauf zu weilen vergönnte?

Er verſank in Nachdenken — da klirrte über ihm das Fenſter und Margarethens ſchönes, ſtolzes Geſicht beugte ſich zu ihm nieder und in etwas höhnendem Tone klang es an ſein Ohr:

„Ei, ſie da! Der Junkherr Gutenberg iſt auch wieder in Mainz, und kehrt nicht einmal im Nachbarhauſe ein. Seid Ihr ſo ſtolz geworden, oder es vielmehr auch in der Fremde geblieben? Ich meine, Ihr hättet nicht Urſache dazu, und könntet jedenfalls in Eurem adeligen Hauſe etwas beſcheidneren Sinn jetzt lernen.“

Gutenberg, überraſcht durch Margarethens An-

rede und gekränkt durch ihre Worte, wußte nicht gleich das Richtige zu erwidern und ſie fuhr fort:

„Wollt Ihr guten Rath annehmen, Junkherr, ſo wählt Euch eine tüchtige und reiche Hausfrau, denn ein behagliches Leben hält ſchadlos für viele Täuſchungen. Ich erfuhr dies an mir ſelbſt, und da Euch ohne Zweifel auch ſchon Manches nicht nach Wunſch ging, denn Euer Ausſehen zeigt's, — ſo könnte eine gute Heirath ein taugliches Auskunftsmittel geben."

„Meint Ihr, Frau Fuſtin? Ich will mir's überlegen," erwiderte Gutenberg, unangenehm berührt.

„Wie kurz Ihr ſeid. — Ihr wollt wohl gar den Beleidigten ſpielen — und ſolltet doch wahrlich recht dankbar ſein, wenn ich noch zu Euch reden mag nach der Schmach, die Ihr mir einſt angethan."

„Wie, Margarethe, tragt Ihr mir jene ſchlimme Stunde noch immer nach?"

„Als ob ich ſie je vergeſſen könnte?" fuhr ſie heftig auf.

„So unverſöhnlich ſeid Ihr? Ihr, Margarethe, — meine liebe Jugendgeſpielin?"

„Schweigt davon, Junkherr. Dieſe Zeit liegt zu lange ſchon hinter uns, um ihrer noch zu gedenken. Ich habe ſie längſt vergeſſen.“

„Wie? Lebt ſie denn nicht in Euren Kindern Euch wieder auf?“

„Ich habe keine Kinder — wünſche mir auch keine.“

„Gebe Euch der Himmel dieſen Segen dennoch, iſt mein beſter Wunſch für Euch — denn Euer Gemüth würde dadurch milder werden, und Ihr glücklicher dabei ſein als Euer Hochmuth Euch macht, und auch jener Tage würdet Ihr dann in Liebe wieder gedenken, in denen wir ſo fröhlich mit einander ſpielten.“ —

Sie ſchloß, ohne etwas zu erwidern, ſo raſch das Fenſter, als ſie es geöffnet hatte — und heute zum erſtenmale bemerkte ihr Mann Thränenſpuren in ihren Augen, als ſie aus ihrer Stube trat.

Johann kehrte in das Haus zurück noch peinlicher und unruhiger in ſeinem Innern geſtimmt als zuvor. Er ſuchte die Mutter auf; es verlangte ihn nach ihrer milden, treuen Liebe und er war froh, daß der Pater ſchon weggegangen und Katharina mit häuslichen Dingen beſchäftigt war. Er ließ ſich

auf einen niedern Sitz neben ihr nieder und bald hörte ihre Spindel zu surren auf, der Spinnrocken ward zur Seite geschoben und Gutenberg's Nacken vom Arme der Mutter umschlungen, sein Haupt an ihre Brust geneigt, sein Auge zu dem ihren aufgeschlagen. So plauderten sie vertraulich mit einander, und nach einer Weile, während Else ihren Arm noch fester um des Sohnes Schulter legte und ihr Haupt noch tiefer zu ihm herabbeugte, sagte sie zu ihm:

„Ich rede nicht mehr gegen deine baldige Abreise, noch deinen ferneren Aufenthalt in Straßburg — du willst es so, mein Sohn, und von jeher nannte ich ja gut, was in deinem Sinne stand. Nur das verspreche mir: gieb das Umherwandern auf."

„Von Straßburg führt mein Weg hieher, zu dir Mutter," fiel er rasch ein.

„Ich danke dir für dies Versprechen; nun habe ich aber noch eine Bitte, lieber Henne, eine recht innige Bitte an dich zu richten. Willst du mir geloben, auch diese zu erfüllen, dann sehe ich dich ganz zufrieden scheiden und warte geduldig deiner Wiederkehr."

„Sprich, liebe Mutter. Wie gerne thue ich, was dich beruhigt und erheitert.“

„Sieh, Henne, ich dachte mir es freilich nicht ſo, viel beſſer; nun du aber wieder in die Fremde ziehſt auf unbeſtimmte Zeit, könnte es auch auf andere Weiſe gut werden. Du ſagſt, daß du dir bald viel zu erwerben gedenkſt, — der Erwerb iſt keine Schande, obgleich ich dich lieber mit zeitlichen Gütern überſchüttet hätte. Da nun aber in den Erwerb kein rechter Segen kommt, wenn ihn nicht eine brave, fleißige Hand verwaltet, ſollteſt du dir eine Hausfrau ſuchen, ein gutes treues Weib. Gewiß, Johann, es würde dann Alles beſſer bei dir werden. Du biſt in den Jahren, wo der Mann einer Häuslichkeit bedarf, ſollen ſeine Geſchäfte gedeihen und er nicht ein wunderlicher Heiliger werden. — Widerſprich mir nicht. Die Erfahrung iſt auf meiner Seite, — und ganz ruhig wegen deiner kann ich erſt werden, wenn ich weiß, daß ein gutes, treues Weib dir zur Seite ſteht.“

„Du magſt Recht haben, liebe Mutter, daß es beſſer für mich wäre, ein liebendes, ſorgendes Weſen um mich zu haben. Oft ſchon habe ich nach den Mühen des Tages mich darnach geſehnt; —

doch nicht nach Liebesglück, ſondern nach treuer Freundſchaft; die Liebe mag beſeligende Momente bringen, aber ſie zerſtreut die Gedanken und zieht ſie von ernſter Thätigkeit ab.

„So meine ich es auch nicht. Höre mich ruhig an. Wähle, prüfe mit Herz und Verſtand zugleich. Du bedarfſt einer ſorglichen Hausfrau, die ordnend und ſchaffend um dich und über dir waltet, — nur dann, wenn du eine ſolche findeſt, nimm ſie dir zum Weibe. Dann wird dir Alles leichter werden, du kommſt in Allem ſchneller zum Ziele, — und ſchneller wirſt du dann auch wieder bei mir ſein. Wie glücklich wäre deine alte Mutter, wie zufriedener könnte ſie das Auge für immer ſchließen, wenn ſie dich mit Weib und Kind hätte einziehen ſehen in dieſes Haus. Bedenke auch, mit dir ſtirbt der Name Gutenberg aus, ein Name, der mir ſo lieb und werth, ſo tief eingegraben in meinem Herzen ſteht. — Verſprich mir wenigſtens," fuhr ſie unter hervorbrechenden Thränen fort, „daß, wenn du auch nicht die Gelegenheit ſuchen willſt, du ihr doch nicht aus dem Wege gehſt, wenn ſie ſich dir bietet und dein Auge offen ohne Vorurtheil darauf richteſt. Gelt, mein guter Henne, mein

liebſtes Kind, das verſprichſt du deiner Mutter? —“

„Hier meine Hand darauf!“ gab er lächelnd ihrem Wunſche nach.

Der einſame Aufenthalt in St. Arkobaſt kam ihm nicht als der geeignete Ort vor, eine Heirathsgelegenheit zu finden, doch wollte er der guten Mutter dieſen Mißſtand nicht mittheilen, und da ſeine Zuſage ſie ſichtlich erheiterte, machte er auch keinen ſonſtigen Einwand mehr.

Einige Tage ſpäter verließ er Mainz und benützte eine Schiffsgelegenheit nach Straßburg.

7.

Die Fahrt rheinaufwärts ging damals noch sehr langsam von statten und Gutenberg wurde sie fast unerträglich lange. Sein Gemüth, von dem Abschied gedrückt, fand bei der geringen Abwechslung, welche diese Reise bot, keine erheiternden Momente, und in wahrem Schneckengange schlichen die Stunden und Tage an ihm vorüber. Es verlangte ihn nach Arbeit; sie that ihm in seiner jetzigen Stimmung doppelt noth, und mit Ungeduld sehnte er sie herbei.

Für einige Zeit wieder mit Geldmitteln versehen, konnte er nun größere Versuche wagen, nöthige Gegenstände sich verschaffen, verschiedene fördernde Dinge sich machen lassen. Sein Ziel stand ihm noch so ferne, denn was er bis jetzt auch geschafft und erreicht, es blieb doch immer nur erst ein Anfang zu dem großen Werke, das seinem Geiste vorschwebte

und deſſen Vollendung, ja nur Vervollkommnung ihm immer wieder bald durch größere, bald kleinere Hemmniſſe in unabſehbare Ferne entrückt worden war. Wohl verfertigte er in ſeiner geheimen Werkſtätte kleine Bücher durch Holztafeldruck vermittelſt eines Reibers und dieſe wurden viel ſchöner und zierlicher, als jenes war, das er bei ſeinem Abſchiede aus Harlem der Tochter des Küſters gegeben, — auch war es nicht ſchwer, aus dieſer Kunſt einen induſtriellen Erwerbszweig zu machen. Aber dies ſtand weit, himmelweit hinter ſeiner großen Idée zurück und konnte ihm deshalb auch keine Befriedigung gewähren. Was er bis jetzt erreicht, überſchritt in nichts Weſentlichem das Gewerbe der Briefdrucker, das ſich in dieſer Zeit allenthalben ausbreitete. Theils hatten ſich ſeither die nöthigen Geldmittel einem raſcheren Voranſchreiten Gutenberg's hemmend entgegengeſtellt, und dann war ihm auch eine Hauptſache, die richtige mechaniſche Erkenntniß noch nicht aufgegangen; er hatte ſich bis jetzt mit der Vervollkommnung des unzureichenden Tafeldruckes in jahrelanger Arbeit abgemüht und mußte endlich der Ueberzeugung Raum geben, daß auf dieſe Weiſe der Druck niemals die Bedeutung ge-

winnen könne, die ihm von demſelben vorſchwebte. Anderes mußte ausgedacht, mußte verſucht werden, und er brannte vor Verlangen, ſein ſtilles Aſyl wieder zu erreichen. Die welterſchütternde Bedeutung einer leichten und ſchnellen Vervielfältigung der Schrift ſtand klar vor Gutenberg's Geiſt — aber noch war ihm das Wie nicht klar geworden, noch ſuchte er vergebens darnach, ſuchte während des Verbeſſerns mangelhafter Hilfsmittel neue zu entdecken, um auf den rechten Weg der Erfindung zu gelangen, deren Größe und Wichtigkeit er erkannte. „Wer ſucht, der findet.“ Dieſes Wort der Schrift vergaß er nie, und ſein Glaube, daß er finden werde, was er ſuchte, hatte ſich während ſeiner Wanderſchaft zu einer ſeltenen Seelenſtärke geſtählt. Die Vollkommenheit, die ſich ihm in vielen Zweigen des techniſchen Wiſſens, wie der gewerblichen Arbeit, beſonders in Venedig gezeigt, beſtärkten ihn darin, daß die erſten rohen Verſuche des Druckverfahrens, die er in Harlem kennen gelernt und dort ſelbſt ausgeübt hatte, nur die Vorläufer einer weit auszubildenden Kunſt ſeien, einer Kunſt, deren ungeheure Bedeutung ſchon in früher Kindheit ihn ahnend durchdrungen hatte und mit ihm emporgewachſen war, wie ein Theil

ſeines eignen Selbſt und in ihm fortlebte, gleichſam als das Vorgefühl der ihm innewohnenden Kraft, als die göttliche Triebfeder, die richtig erkannt und verſtanden, den Menſchen ſtets ſeiner wahren Beſtimmung entgegenführt, indem ſie ſein Wollen und Thun mit den Eigenthümlichkeiten ſeines innerſten Weſens in Einklang bringt.

Daß Gutenberg ſo lange Jahre zur Erfindung einer Kunſt bedurfte, deren techniſchen Anfang er frühzeitig geſehen und erlernt, überraſcht uns bei der großen Ausdehnung des Wiſſens unſerer Tage, das die Ideen erfinderiſcher Köpfe ſo leicht realiſiren läßt. Bedenkt man jedoch, daß Gutenberg's Schaffen ein abgeſchloſſenes, vereinzeltes Schaffen war, das auf einem ganz rohen Fundamente fußte, der nöthigen Hilfsmittel entbehrte, und er ſich dieſe erſt durch mühſame Verſuche mit ſeiner Hände Arbeit verſchaffen mußte; — blickt man mit ehrfurchtsvoller Bewunderung auf die rieſiege Ausdauer, mit der er ſein ganzes Leben an den einen Gedanken hingab — und nur die vollſtändige Erkenntniß von der Größe und Wichtigkeit deſſelben konnte dies möglich machen. Lag doch ſchon den gebildeten alten Völkern die Erfindung des Bücherdruckes ſehr nahe. Viele Be-

weiſe ſprechen dafür. Allein ſie gingen daran vorüber, weil ſie den großen Zweck nicht erkannten, zu dem freilich ihre Zeitverhältniſſe nicht ſo entſchieden hindrängten, als es damals der Fall war, wo in Gutenberg's Seele zuerſt die große Idee lebendig wurde. Bei ihm kam dann noch hinzu, daß der fromme Glaube ſeiner Zeit in rührend ſchöner Weiſe in ihm lebte und ihn das Außerordentliche, was ſein Geiſt erfaßte, als eine göttliche Offenbarung hinnehmen ließ.

Doch folgen wir ihm nach Straßburg.

Je näher er dieſer Stadt kam, deſto klarer wurde wieder ſein Auge, und als er endlich den hohen Münſter erblickte, ſchien ſelbſt der letzte ſchmerzliche Nachklang des Abſchieds in ſeiner Bruſt zu verſtummen, — denn ſie hob ſich in einem langen, tiefen, frohen Athemzuge, und als müſſe er den mächtigen Bau freudig begrüßen, ſtreckte er, in unwillkürlicher Bewegung, die Arme nach ihm aus, neigte er ſein Haupt ihm entgegen. Sein Auge hing ſich mit begeiſterter Freude an die erhabene Schöpfung, in der ſich ihm die ganze Kunſt, Größe und Frömmigkeit einer Zeit ausdrückte, deren Verfall ihre unerquicklichen Trümmer rings umher aufgeſchichtet hatte, und aus denen mahnende

Geiſterſtimmen nach neuen, erhebenden Thaten rie-
fen, nach Thaten, die aus ihrem Untergang eine
neue Zeit in milderm Lichte heraufbeſchwören wollten.
Der Anblick des rieſigen Tempels machte ſtets eine
erhebende und erſchütternde Wirkung auf Gutenberg's
Gemüth und übte ſo einen mittelbaren Einfluß auf
ſein Schaffen aus.

Der Geiſt, welcher die großen Meiſter geleitet,
deren Werke als ein ewiges Denkmal der gigantiſchen
Kraft ihrer Zeit wie ihres eignen Wollens vor uns
ſtehen, lebte verjüngt und verfeinert in Gutenberg
fort. Er ſelbſt empfand dies, ſo oft er an dem
großen Münſter hinauf ſah und er fühlte ſich dem
Geiſte Erwins von Steinbach nahe verwandt; es
war ihm ſtets, als reiche ihm der große Meiſter
über das Jahrhundert, das ſie ſchied, ermunternd
die Hand zum geiſtigen Freundesbund und rufe ihm
zu: „Blick auf mein Werk — ſtärke daran dein
Wollen, deine Geduld, deine Ausdauer! Auch das
Unmöglichſcheinende läßt ſich damit erreichen, ſobald
es ein heilig Werk iſt, wie das meine, wie das deine,
dem der Segen von Oben nicht fehlt.“

Kaum hatte das Schifflein gelandet, das Guten-
berg trug, als er raſchen Schrittes dem Thore Straß-

burgs zueilte, ebenſo ging er durch die krummen und engen Gaſſen der Stadt, bis er auf dem kleinen, freien Platze anlangte, wo in überwältigender Größe der Münſter ſich erhob. Lange ſah er an ihm auf, prüfte mit liebendem Auge die Schönheit und das Ebenmaaß ſeiner koloſſalen und doch ſo anmuthigen Verhältniſſe und trat dann in das Schiff der Kirche. Die ſtillen, heiligen Räume dieſes Tempels, von aufſtrebenden Pfeilern geſtützt und getrennt, das milde Licht in ihnen, der Schmuck ihrer hohen Wände, ſo mannigfaltig und doch ſo einheitlich, ſo überreich, ſo willkürlich verſchlungen und verbunden, und doch ſo voll Harmonie, voll tiefer Sinnigkeit, ſo feſt und ſicher und dabei ſo leicht und zierlich, wie Alles an dem erhabenen Baue ganz wunderbar vollendet vom Kleinſten bis zum großen Ganzen. Wie hätte es nicht Gutenberg's ernſte, tiefſühlende Seele bewältigen ſollen?

So oft er hier weilte, beugte ſich ſein Geiſt in Demuth vor Gott, ſtärkte ſich ſein Sinn im Anſchauen dieſes göttlichen Menſchenwerkes! — Auch heute ſank er an den Stufen eines Altares nieder und betete mit der ganzen Innigkeit ſeines frommen Gemüthes. Friſch geſtärkt erhob er ſich wie-

der und voll Muth und Zuversicht schlug er den Weg nach St. Arkobast ein. Freudig begrüßte er das einsame Haus, als die Spitzen seiner Thürme hinter dem St. Ulrichshügel sichtbar wurden.

„Mein stilles Asyl," sprach sein Herz ihm entgegen, „laß mich in dir erreichen, was zu dem hohen Zwecke frommt, dann will ich dankend einst von dir scheiden, und es heimwärts tragen in die liebe Vaterstadt. Dein Sohn, mein goldenes Mainz, bleibt dir treu, auch in der Ferne, selbst wenn du ihn mißhandelst. Was ich thue und vollbringe, gedeihe nächst Gott dir zu Ehre und Ruhm."

Das Thor in der Mauer, die das ehemalige Kloster umschloß, stand gegen die sonstige Gewohnheit weit offen, als wolle man den Ankömmling feierlich empfangen, denn auch der sonst unsaubere Hof zeigte sich heut ein schönster Ordnung. Er sah wie frisch gewaschen aus und war aufgeputzt mit einem Blumenbeet, das seine Mitte einnahm. Etwas seitwärts davon, der Mauer entlang, regte es sich lebendig und ein Schnattern, Gackern und Pipern von allerlei Geflügel, das in einem eingezäunten Raume sich befand, ließ sich hören. Zwischendurch girrten Tauben, die zu den Fenstern des ersten Stockwer-

kes aufflogen, vor denen einige Blumentöpfe und ein hölzerner Vogelbauer mit einer hellſchlagenden Wachtel darin gar freundlich herabſchauten. Hinter dem Käfig bewegte ſich flüchtig ein Frauenkopf hin und her, was jedoch Gutenberg entging, und erſt als er die anſprechende Veränderung eine Weile verwundert angeſtaunt hatte, bemerkte er ein weibliches Weſen, das eben aus der Thüre des Hauſes trat und dem Blumenbeet nahte. Ihre Blicke begegneten ſich, und gleichzeitig verneigten ſie ſich grüßend gegeneinander. Die Frau oder Jungfrau, was ſie ſein mochte, ſah recht ſtattlich aus und gehörte, nach ihrer Kleidung zu ſchließen, den höhern Ständen an. Ein helles, durchſichtiges Tuch hing leicht und zierlich gefaltet über ihren Kopf und bedeckte bis auf die Flechten, welche ſich den etwas derb rothen Wangen anſchloſſen, das dunkelbraune Haar. Das knappanliegende Mieder zeichnete die vollen Formen in etwas kecker Weiſe aus, während es ſich über der Bruſt ſittig an ein Goller anſchloß, deſſen ſteifer Kragen bis unter das Kinn reichte. Der blaue Rock und die Aermel waren lang und faltig und ausgeputzt mit gelben Streifen; doch ſonſt hatte der Anzug keine beſonderen Verzierun-

gen, ſelbſt der ſo beliebte Gürtel mit den goldenen Knöpfen und Schellchen fehlte; ein breites Band, das eine feine, weiße Schürze über den Hüften feſthielt, erſetzte ihn, was den Anzug äußerſt freundlich und häuslich machte.

Bei dem erſten Gruße zeigte die Frau — ſie ſtand in dem Alter, daß man annehmen konnte, ſie ſei zu dieſem Titel berechtigt — etwas Schüchternes und Verlegenes, das nicht recht zu ihrem Geſichte paßte. Als jedoch Gutenberg in gleicher Weiſe an ihr vorübergehen wollte, warf ſie mit einer raſchen Bewegung den geſenkten Kopf in die Höhe und fragte, ob er nicht der Junkherr Gutenberg ſei, den ſein Diener ſchon ſo lange ſehnlichſt erwarte.

„Der bin ich, edle Frau," gab er kurz zur Antwort.

„Fräulein — wenn ich bitten darf, edler Junkherr," fiel ſie ſchnell ein. „Anne zu der eiſernen Thüre genannt — — und Eure Hausgenoſſin ſeit einiger Zeit."

„Wie kommt ſo ein ſchmuckes Fräulein an ſolch abgelegenen Ort?" erwiderte er höflich, doch etwas verwundert.

„Auf ſehr einfache Weiſe," plauderte ſie fort.

„Seit ſechs Jahren ſchon bin ich eine Waiſe und lebte ſeitdem bei einem weitläufigen Verwandten zu Straßburg. Der iſt nun aber Vogt zu Lichtenau über dem Rheine drüben geworden, und da ich nicht mit ihm über das breite Waſſer ziehen wollte, das mich von der Stadt trennt, zog ich es vor in der Nähe von Straßburg zu bleiben, und da mich, obgleich ich von altem, adeligem Stamme und nicht mittellos bin, doch meine Verhältniſſe zu einiger Sparſamkeit zwingen, habe ich mit meiner alten Muhme den billigen Aufenthalt in St. Arkobaſt dem in Straßburg vorgezogen. Wir leben ſo in der nächſten Nähe der Stadt, einfach und ungenirt. Habt keine Sorge," ſetzte ſie eifrig hinzu, als ſie bemerkte, daß während ihrer Rede ſich Gutenberg's Angeſicht etwas verfinſterte — „habt keine Sorge, edler Junkherr, daß wir Euch in Eurem Thun ſtören werden. Dafür habe ich zu viel Reſpekt vor der Gelehrſamkeit — und die ſoll Euch inne wohnen, wie ich höre. Ihr ſollt ſtudiren und Kenntniſſe von vielen Künſten beſitzen, wie weit und breit kein Anderer mehr. Meine Gegenwart ſoll Euch keine Störung bereiten. Ihr werdet in Eurer abgelegenen Stube weder meine Stimme, noch die

meiner Vögel oder meines Geflügels hören. Sollte jedoch das Eine oder das Andere je der Fall sein, so sagt's nur kecklich, und ich werd's zu ändern wissen."

„Wie gütig Ihr seid, Fräulein Anne zu der eisernen Thüre! Ich danke Euch für Eure Willfährigkeit, und hoffe, daß keine Eurer Freuden durch mich gestört werden soll."

„Wie keine Eurer gelehrten Liebhabereien durch mich. Seid dessen gewiß, und reicht mir die Hand auf friedliche Nachbarschaft!"

„Auf recht gute Nachbarschaft, Fräulein Anne. Gehabt Euch indessen wohl und stört Euch in Nichts."

Er ging seiner Behausung zu. Sie sah ihm mit einem scharfen Blicke nach, der ihrem, ziemlich hübschen Gesichte nicht vortheilhaft war; — dann trat sie nachdenklich an den Zaun des kleinen Geflügelhofes, warf den Thieren Brodkrumen zu, und je mehr sich diese darum zerrten, desto mehr ging ihr Nachdenken in ein Vergnügen an ihren gefiederten Zöglingen über.

Nach dieser ersten Begegnung sah Gutenberg seine Nachbarin mehrere Tage nicht wieder, und trotz des günstigen Eindruckes, den sie auf ihn gemacht, ver-

gaß er ſie faſt gänzlich. Seine geheime Werkſtätte nahm ihn ſo in Anſpruch, daß er ſich kaum einige Stunden der Ruhe gönnte, denn obgleich er Alles ſo wiederfand, wie er es verlaſſen, kam es ihm dennoch vor, als ſtände es weiter denn je hinter ſeinen Wünſchen zurück. Eifriger ging er an die Arbeit, und das Geld, was er mitgebracht, fand in neuen Verſuchen und Anſchaffungen von Materialien eine ſchnelle Verwendung, kaum daß ihm nach kurzer Friſt noch ſo viel übrig blieb, um einige theurere, doch ihm ſehr förderlich ſcheinende Gegenſtände machen zu laſſen. Seine Baarſchaft war bis auf hundert Gulden zuſammengeſchmolzen. Dieſe Summe nahm er nun und brachte ſie Hans Dünne, dem Goldſchmied, für Beſtellungen von Metallplatten und Stempel. Da es damals weder Stempelſchneider noch Schriftgießer gab, mußte er bei den faſt allein nur in der Gravir- und Ciſelirkunſt erfahrnen Gold- und Silberarbeitern ſeine Zuflucht nehmen, und es iſt kaum noch einem Zweifel unterworfen, daß er ſich von Hans Dünne, dem Straßburger Goldſchmied, die erſten Metallplatten und vielleicht auch Buchſtabenſtempel zu weiteren Verſuchen in der Druckkunſt anfertigen ließ.

Er mußte ſie jedoch Hans Dünne theuer bezahlen, da er ſich zugleich auch deſſen Schweigen erkaufte. Noch hielt er ſein Schaffen in der geheimen Werkſtätte mit Aengſtlichkeit vor jedem Auge verborgen; ſelbſt Lorenz wagte nicht, ihre Schwelle zu überſchreiten — nicht viel anders machte er es auch mit denjenigen Arbeiten, die ihm als Erwerbsmittel dienten. Er betrieb ſie zwar nicht gerade als ein Geheimniß, ließ jedoch nur ſelten Jemand genauere Einſicht davon nehmen.

Seine Geſchicklichkeit im Steineſchneiden und Schleifen und Spiegelpoliren war um dieſe Zeit in Straßburg berühmt, und er würde leicht viel Geld damit verdient haben, wenn er ſeine Zeit allein darauf verwendet hätte. Allein er betrieb dieſe einträglichen Künſte nur ſo viel, als zu ſeinem Lebensunterhalt durchaus erforderlich war, und ſobald er nur die kleinſte Summe beiſammen hatte, brachte ihn nichts aus ſeiner geheimen Werkſtätte heraus, bis dieſe wieder zu Ende ging. Sein Leben in St. Arkobaſt wurde ihm, wie ſeine Hausgenoſſin es verſprochen hatte, in nichts durch ſie unangenehm geſtört. Im Gegentheile, ihre Nähe brachte mehr Wohnlichkeit in das große Gebäude:

ein häusliches Etwas, das Gutenberg heimathlich anſprach, und öfter als er ſonſt gethan, kam er in den Hofraum herab, der durch Annen's Anordnungen eine ſo anſprechende Umwandlung erlitten hatte. Oft ſtand er plaudernd neben ihr, wenn ſie die Blumen begoß und gedachte dabei der Mutter und des verwilderten Gärtleins im Hofe zum Gutenberg, der ſo nöthig eines heiteren Sinnes und einer ſorgenden Hand bedurft hätte. Und immer angenehmer klang ihm Annen's etwas rauhe Stimme, wenn ſie mit dem Geflügel ſcherzte oder die Tauben liebkoſete. Es war etwas Rührіges, Kräftiges in ihrem Weſen, das Gutenberg beſtach und ihn die ihr mangelnde Beſcheidenheit und Sanftmuth überſehen ließ. Auch ſuchte Anne in ſeiner Gegenwart ſich immer im beſten Lichte zu zeigen und wußte ſelbſt Lorenz ſo damit zu blenden, daß gar bald in des treuherzigen Dieners Seele der Gedanke aufging: ſein unpraktiſcher Herr könnte keine beſſere Frau finden, als das Fräulein zur eiſernen Thüre. Daß ſie ihm wohlwolle, blieb Lorenz kein Zweifel, da Anne es vor ihm nicht zu verbergen ſuchte; und er, um ſie recht feſt darin zu beſtärken, erzählte ihr viel von Gutenberg's Familienverhältniſſen in Mainz,

die er freilich allzusehr zum Vortheile seines Herrn schilderte, indem er den Reichthum seiner Vettern und Basen auch auf ihn übertrug.

Nachdem Anne eines Tages den Erzählungen des gesprächigen Lorenz lange zugehört hatte, sagte sie zu ihrer Muhme, einer uralten Jungfrau:

„Base Bärbel, mein Plan war ein guter, der uns hier einziehen hieß. Der Junkherr, der mir schon zu Straßburg in die Augen stach, wenn er an unserer Wohnung vorüber ging, ist nicht nur stattlich von Person und besitzt Kenntnisse in vielen Dingen, die zu Reichthum und Ansehen führen können, er ist auch wohlhabend von Haus aus. Seine Familie ist eine der ersten in Mainz, der güldenen Stadt, wie man sie nennt. Seine Mutter, eine Frau in hohen Jahren, wohnt in einem großen Hause, dem Hofe zum Gutenberg, das sein Eigenthum wird, sobald sie das Auge schließt. Daß es jetzt mitunter recht knapp und kurz bei ihm steht, liegt nur daran, weil er zu viel in geheimen Arbeiten verbraucht, die ihm jedoch einst, wie Lorenz behauptet, großen Reichthum bringen würden, größern, als selbst Grafen und Herren besäßen. Drum, Bärbel, denke ich, ich riskire nicht viel, wenn ich

meinen Plan ſchnell in's Werk ſetze, gegen ihn thue, als ob ich an ſeine Armuth glaubte und ihm nur aus Liebe meine Hand reichte. Er iſt von edlem Sinne, das wird ihn rühren — und ich werde endlich an das heiß erſehnte Ziel aller Jungfrauen kommen, welche die Dreißige überſchritten haben — und werde auch noch, was ich im Stillen längſt aufgegeben, eine Frau von adeligem Stande, dem ich doch nur ungern um einer Heirath willen entſagt hätte."

„Hätteſt doch auch einen aus dem Bürgerhauſe der Dritzehn genommen, und es koſtete dich Thränen, als der Claus, der älteſte von den Brüdern dem Georg den Gedanken einer Heirath mit dir aus dem Sinne redete," entgegnete die alte Baſe.

„Bin dem Georg immer noch gut, Bärbel," entgegnete Anne. „Und wäre er reicher und vornehmeren Standes geweſen, ich hätte ihn nicht ſo leichten Kaufes losgelaſſen und wäre trotz Claus und ſeiner ganzen Sippſchaft, der das arme, hochmüthige Fräulein, die Letzte vom Stamme zur eiſernen Thüre nicht anſtand, Frau Dritzehn geworden. Es iſt gut jetzt, daß ich ſtolz und Georg ſchwach war, denn der ernſte Gelehrte aus dem vornehmen

Hauſe in Mainz iſt mir zu einer Heirath jedenfalls lieber, als der Straßburger Zunftgenoſſe.“

„Aber will er dich denn auch zum Weibe, Ennel?“ wandte die Alte zweifelnd ein.

„Das wird ſchon kommen; — verlaſſe dich darauf, Baſe. Wie wäre es auch anders möglich an ſo einſamem Orte, wenn man täglich zuſammenkommt und vertraulich mit einander plaudert. Ihm fehlt ein Weib, das ihn und ſeinen Haushalt lenkt. Dazu bin ich wie geſchaffen, — hab's gerne, wenn Alles nach meinem Kopfe geht; — und der rechte Augenblick wird ſchon kommen, wo er begreifen ſoll, daß wir zueinander paſſen.“

„Gebe Gott ſeinen Segen dazu!“ murmelte Bärbel mit einem Seufzer.

„Nur an dem rechten Augenblick fehlt's, Baſe; das Andere findet ſich ſchon von ſelbſt,“ entgegnete Anne mit einigem Spott.

„Du biſt nicht fromm und tugendſam, Ennel, wie es ſein ſollte; — wirſt darum auch kein Glück haben;“ warnte die Alte.

„Was kümmert's dich? — Das iſt meine Sorge,“ entgegnete Anne hart und drehte mit verächtlichem

Blicke der grauen Base den Rücken, indem sie die Thüre unsanft hinter sich zuschlug.

Im Hofe traf sie Gutenberg. Es war Abend, — er suchte Erholung in der frischen Luft und Annen's Geplauder, das ihn erheiterte. Sie wußte ihm immer so viel zu erzählen, als ob das Leben in St. Arkobast das unterhaltendste von der Welt wäre. Sie sprach mit aller Wichtigkeit von ihrem Haushalte, — den täglichen Bedürfnissen desselben und wie man dies und jenes einrichten müsse, um ganz angenehm an so einsamem Orte sich zu fühlen, — und wie sie nicht begreife, daß er so alle kleinen Lebensannehmlichkeiten verschmähe. — Sie bedauerte ihn mit herzlichen Worten und heute ließ sie nicht nach, bis er ihr zu der alten Base hinauf folgte, um das Abendbrot mit ihnen zu genießen. Es war das erstemal, daß er in ihre Stube trat; die Nettigkeit und Reinlichkeit darin überraschte ihn angenehm und erinnerte ihn an die Stube seiner Mutter, — Anne stieg dadurch bedeutend in seiner Achtung und die Theilnahme, die sie ihm bezeugte, rief die seine für sie hervor. So ging der Abend unter allerlei Geplauder schnell und angenehm vorüber.

Als er „gute Nacht“ gewünſcht, ſagte Anne zu ihrer Baſe:

„Nun, zweifelſt du noch am Gelingen meines Planes?“

Und Lorenz, der ſeinen Herrn im Hofe erwartete, rieb ſich vergnügt die Hände und dachte bei ſich: nun werden bald freundlichere Tage in dem alten Eulenneſte einkehren. Das Fräulein zur eiſernen Thüre wird ſchon den rechten Wegweiſer auf meines Herrn Lebensweg ſetzen, den er doch ſonſt nimmermehr entdecken würde.

Anne ging von dieſem Abend an ganz entſchieden auf das Ziel zu, das ſie ſich geſteckt und miſchte ſich in kluger Weiſe in Gutenberg's Leben praktiſch ein, indem ſie ihm zunächſt vorſtellte, wie nachtheilig ſeine Abſonderung von der Welt und den Menſchen für ihn ſowohl, als auch für ſeine Beſchäftigungen wäre, welcher Art dieſe auch ſein möchten; — und nachdem ſie mit Georg Dritzehn, der noch immer mit ihr in freundſchaftlicher Verbindung ſtand, eine geheime Rückſprache genommen, machte ſie Gutenberg mit dieſem und auch mit ſeinem Bruder Andreas bekannt, einem angeſehenen und wohlhabenden Bürger von Straßburg, den ſchon lange die Ar-

beiten des einſamen Bewohners von St. Arkobaſt intereſſirten. Er ſchloß ſich auch ſogleich in zuvorkommender Weiſe an Gutenberg an, und es gelang ſeinem zuthunlichen Weſen, ſich ihm angenehm zu machen. Nachdem ſie einige Zeit freundlich mit einander verkehrt hatten, bat ihn Andreas, ihn gegen eine beſtimmte Summe Geldes Steine ſchleifen und Spiegel machen zu lehren. Da Gutenberg's Baarſchaft gänzlich zu Ende war, ging er darauf ein und Andreas kam von da an faſt täglich nach St. Arkobaſt. Mit dem Opfer ſeiner Zeit erkaufte ſich Gutenberg wieder einige Mittel für ſeine geheimen Arbeiten.

Was Andreas in St. Arkobaſt lernte, übte er in ſeinem Hauſe in Straßburg und gewann bald ſo große Liebhaberei daran, daß er einen bedeutenden Theil ſeines Vermögens darauf verwendete. Wie Anne ſah, daß ſchon dieſer Theil von Gutenberg's Kenntniſſen in Andreas Dritzehn große Gewinnhoffnungen erregte, wurde ihr Glaube an die Wichtigkeit deſſen, was er im Geheimen betrieb, immer feſter, und ſie zweifelte kaum noch, daß Schätze auf Schätze aus der geheimen Kammer hervorgehen würden, ſobald ſie nur einem praktiſcheren Sinne, als dem Guten-

berg's, zugänglich wäre. Allein ſo ſpähend ſie auch um dieſes Geheimniß herumging, es offenbarte ſich ihr in nichts, und ſie kam zu der Ueberzeugung, daß ſie hier nur dann eindringen könne, wenn ſie ſich Gutenberg ganz und für immer verbunden.

Damit dies bald geſchähe, ſuchte ſie ſich ihm auf alle Weiſe unentbehrlich zu machen und nahm zu dieſem Zwecke ſeine häuslichen Angelegenheiten, wie tauſenderlei kleine, tägliche Bedürfniſſe von ihm unter ihre ſpecielle freundſchaftliche Fürſorge; verpflichtete ihn ſich ſo zu Dank und gewöhnte ihn an immer häufigeren Umgang mit ihr. Allein ſo naheliegende Momente ſie auch herbeizuführen wußte, überſchritt er doch nie die Grenze freundſchaftlichen Verkehrs. Selbſt wenn zuweilen der Wunſch ſeiner Mutter und die Zuſage, die er ihr gegeben, ihm einfielen und er dann verſuchte, ſich glauben zu machen, daß Gott die Hausgenoſſin an den einſamen Ort geſandt, damit er das der Mutter gegebene Verſprechen halten könne, ward es ihm doch nicht möglich, in den vertraulichſten Stunden bei Annen dieſer Eingebung zu folgen. Eine gewiſſe Furcht, eine unüberwindliche Scheu hielt ihn ſtets von dieſem entſcheidenden Lebensſchritte zurück, trotz allen Ein-

wänden einer vernünftigen Ueberlegung, zu der ihn Annen's häusliches Schalten und Walten mitunter verleitete.

Damals, als ihn ein jugendliches, natürliches Verlangen zu Angela hinzog, sagte er sich, daß Liebesglück auf die ernste Bahn seines Lebens nicht gehöre, und er entsagte selbst in dem Momente, wo er sich geliebt glaubte. Zu Annen zog ihn weder Liebe noch sinnliches Verlangen hin, es war nur die Sehnsucht nach einer geordneten Häuslichkeit, die den einsamen, älter werdenden Mann zuweilen beschlich, wenn er Anne mit ihrer häuslichen Rührigkeit um sich her schalten und walten sah, und der Gedanke, der lieben Mutter durch Erfüllung ihres Wunsches noch eine recht große Freude vor ihrem Grabesgange zu machen.

Allein ungeachtet diesem Allen wäre es doch wohl schwerlich zu einer Verbindung für's Leben mit Annen gekommen, wenn nicht eines jener Ereignisse, die oft plötzlich die Handlungen der Menschen bestimmen, hinzugetreten wäre. Annen's Base, ihre letzte liebe Stütze im Leben, wie sie die gebrechliche, alte Jungfrau bei Gutenberg nannte, wurde schwer krank. In diesen Tagen des Leidens nun suchte Anne Trost

und Hilfe bei dem befreundeten Hausgenoſſen — und nicht vergebens. Sein gutes Herz führte ihn oft zu ihr, und ihr Leid brachte das ihre ihm näher. Als endlich nach einer langen, bangen Nacht die Kranke verſchied, zeigte Anne mit allen Zeichen der Troſtloſigkeit die Leiche dem Freund und rief klagend aus:

„Nun habe ich Niemand mehr auf der Welt, der mich liebt, bei dem ich, die einſame Verlaſſene, die Letzte eines dahingegangenen edlen Stammes, fürder weilen kann. Nur das Kloſter bleibt mir noch übrig; und — ach — ich fürchte mich vor dem Kloſter, denn rege Thätigkeit iſt mein Lebenselement.“

Ihre Thränen, ihre Klagen riſſen Gutenberg in edlem Mitleid hin, und er bot ihr ſeine Hand zur Stütze an, wenn ſie ſein beſchwerliches Leben theilen wolle.

Endlich am Ziele ihrer Wünſche verließ Anne ihre ſeitherige Klugheit, und ungeſtüm warf ſie ſich in ſeine Arme und rief:

„Ach, welch ein Glück ſchickt mir der Himmel in meinem größten Leid! Denn wißt, mein Auge hing ſchon lange an Euch, und Euer Weib zu werden, war mein ſehnlichſter Wunſch!“

Dieſes voreilige Geſtändniß machte Gutenberg's Inneres erbeben. Er empfand dabei mit einemmale, und empfand es recht ſchwer, welche bedeutungsvolle Verpflichtungen er Annen gegenüber auf ſich genommen, — Verpflichtungen, zu deren Uebernahme weder Vernunftgründe noch Mitleid ausreichen wollten. Doch Anne hatte ſein Wort, und er dachte nicht daran, es zu brechen, aber unruhiger und unſicherer fühlte er ſich und ſuchte in angeſtrengter Arbeit dies zu überwinden. Anne, ihrer Sache ſicher, entwickelte mit einemmale eine unangenehme Lebendigkeit und drängte ſich in alle Angelegenheiten Gutenberg's ganz entſchieden ein, als ein Recht, das ihr zuſtand. Die Verlobte, die ſich häufig, ſelbſt in zänkiſcher Weiſe in ſein Thun und Laſſen einmiſchte, — wurde ihm bald läſtig, mitunter in einem Grade, daß ihn der Gedanke an eine unauflösbare Verbindung mit wahrem Grauen erfüllte.

Allein was half dies nun? Er hatte ihr ein Eheverſprechen gegeben — und ſie hielt feſt daran und drängte ihn, es zu erfüllen. Sein Zögern damit, ſein Hinausſchieben, die nöthigen Schritte dazu in ſeiner Heimath zu thun, verdroß ſie endlich ſo ſehr, daß ihr heftiges Temperament ihre Klugheit

überstürzte und es zu schlimmen Scenen zwischen ihnen kam. In einer solchen nahm Gutenberg sein Versprechen zurück und war von diesem Augenblick an für Anne nicht mehr zugänglich.

Vergebens suchte sie ihm wieder zu nahen und sich mit ihm zu versöhnen. Lorenz, dessen gute Meinung von ihr, seit sie seines Herrn Verlobte war, einen gewaltigen Stoß erlitten hatte, versperrte ihr jeden Weg zu ihm. Im höchsten Grade dadurch erbost und durch den Widerspruch zu einer gewissen Liebesleidenschaft für ihren Verlobten entflammt, schwor sie, das bindende Wort ihm nicht zu erlassen und schied von St. Arkobast, um eine Klage gegen ihn wegen gebrochenen Eheversprechens bei dem bischöflichen Richter in Straßburg einzureichen.

Gutenberg wurde vorgeladen, und da er die Thatsache nicht läugnete, wurde ihm nach damaligem Gesetz und Recht zuerkannt, daß er Anne zur eisernen Thüre ehelichen müsse. Er betrachtete dies Urtheil als eine gerechte Strafe und fügte sich geduldig in das Unvermeidliche, führte nach kurzer Zeit Anne zum Altare, knüpfte jedoch die Bedingung daran, daß sie einem ferneren Aufenthalte in St. Arkobast sich in keiner Weise widersetzen, noch sich in seine

geſchäftlichen Verhältniſſe einmiſchen dürfe. Im Uebrigen ſollten ihr, als Herrin des Hauſes, ihre Rechte zukommen, und er wolle redlich ſeinen Verdienſt mit ihr theilen.

So wurde das Band geſchloſſen, das Gutenberg mit Anne zur eiſernen Thüre verknüpfte — eine ſchwere Zugabe zu ſeinen ſorgenvollen Tagen in Straßburg, ein trüber Schatten auf ſein ganzes Leben. Statt nach den Mühen des Tages eine häusliche Behaglichkeit zu finden, ſchaltete und waltete ein böſes Weib um ihn, deren beſſere Eigenſchaften in dem Grolle, ihre Erwartungen getäuſcht zu ſehen, zwar nicht gerade untergingen, aber ſich doch nur in ſehr unanſprechender Art noch zeigten. Herriſch handhabte ſie die Ordnung des Haushaltes und mit Härte beſtand ſie auf den nöthigen Mitteln dazu. Gutenberg's ganzer Verdienſt wollte oft nicht dafür hinreichen und nur ſchwer und unter Zank und Streit ward es ihm noch möglich, für ſeine geheimen Arbeiten etwas zu erübrigen. Dann auch geizte und keifte ſie mit ihm um die Zeit, die er darauf verwandte, und die er, wie ſie meinte, beſſer benutzen könnte. Kehrte er ſich nicht daran, verfolgte ſie ihn oft ſelbſt bis an ſein

verſchloſſenes Heiligthum, pochte um Einlaß an und verlangte zu ſehen, was er hier treibe.

Da ſaß er denn oft mit bitteren Thränen des Schmerzes und Ingrimmes in ſeiner Werkſtätte — nicht Rath noch Hilfe findend. Sanfte Vorſtellungen fruchteten ſo wenig bei Anne als ſtrenge Worte — und Gewalt an einem Weibe zu üben, das ſeinen Namen trug, war ſeiner edlen Natur nicht möglich. Troſtlos, gebrochen, ſtarrte er nach ſolch ſchweren Stunden ſeine Arbeiten an, in die ein völliger Stillſtand zu kommen drohte. Jetzt ein Stillſtand — nach einem ſo großen Schritte vorwärts!

Vor ihm ſtand eine kleine Preſſe, die er in langen und mühſamen Tagen und Nächten angefertigt hatte. Wohl war ſie noch unvollkommen, noch gar viele Mängel an ihr wahrzunehmen, — aber doch endlich eine vielverſprechende Idee durch ſie in reeller Geſtalt erprobt. Wie viel leichter und ſchneller mußte mit ihrer Hilfe der Druck gehen, als mit einem Reiber; — und dann ließen ſich mittelſt einer Preſſe die Blätter auf beiden Seiten bedrucken. Welch ein Vortheil für den Druck eines Buches! — Die ſchwerfälligen Holztafeln freilich wollten ſich noch immer nicht durch etwas Genügenderes erſetzen laſſen; und

immer verſuchte er wieder auf's neue, ſie zu verbeſſern, und machte auch Druckverſuche mit Metallplatten.

Er beſaß jetzt eine ziemliche Anzahl Tafeln mit hübſch eingeſchnittenen Bildern und Texteswor ten — allein ſie gaben erſt ein paar kleine Büchlein — und was konnten dieſe, ſelbſt vertauſendfältigt, der Welt nützen? — — Er nahm eines der fertigen Büchlein zur Hand, doch ſo hübſch es auch in allen ſeinen Theilen gelungen war, ihn konnte es nicht erfreuen.

„Immer nur ein unzureichender Anfang!“ klagte er. „Was frommt der Welt ein Buch, und wäre es viel, viel umfangreicher als dieſes hier — und wer vermöchte, alle Weisheit, die ihr noth thut, in Tafeln von Holz oder Metall einzuſchneiden! — Das iſt unmöglich. — Der Tafeldruck, noch ſo vervollkommnet, wird nimmermehr ausreichen und ſtets eine kleine unbedeutende Sache bleiben, — für jeden Briefdrucker recht, der Gewinn daraus zu ziehen verſteht — nicht aber für den Geiſt, der mehr will, der die ganze Welt damit beglücken möchte und ſeine ganze Kraft freudig daran ſetzte. O, ſo viele lange Jahre ſind mir nun ſchon dahingegangen, — und noch immer nichts erreicht, nichts! — Geſtehe es

dir nur offen, Johannes Gutenberg, ſo kommſt du nicht an's Ziel mit allen deinen Mühen — ſo nicht.“

Er verſank in Nachdenken und nach einer Weile drang es in leiſen, dann immer lauteren Tönen aus ſeiner Bruſt:

„Stäbe mit eingegrabenen Sätzen oder Worten wären beſſer, — man könnte Tafeln damit bilden — verſchiedene Tafeln, denn ſie ließen ſich verſetzen — aber wie ihnen Feſtigkeit geben? — Denn feſt müßten ſie zuſammenhalten — ſehr feſt — und ganz gleichmäßig müßten ſie ſein — dann ginge es. — Doch ganz gleichlautende Sätze wiederholen ſich nicht oft in einem Buche. Worte, Worte nur wären zweckmäßiger, — aus Worten könnte man Sätze bilden — wie man aus Buchſtaben Worte — ah — mein Gott — ja ja — das kleine Alphabet enthält die ganze Sprache — die ganze, reiche Sprache — fünfundzwanzig Chiffern! — Allmächtiger, es will tagen in mir! — Licht! — Luft!“ Er faßte mit beiden Händen an ſein Haupt und faſt athemlos fuhr er fort: „Endlich, endlich finde ich den rechten Faden aus dieſem Labyrinthe! — Das Alphabet tauſendmal und abertauſendmal vervielfältigt — die einzelnen Buchſtaben zu Worten zuſammengeſetzt, —

die Worte zu Sätzen, und so fort, diesen, jenen Gedanken — Alles — Alles — zuerst eine Seite — ein Bogen — hundert-, tausendmal abgedruckt — und dann weiter — immer weiter — ein ganzes Buch voll — tausend Bücher. O, mein Gott! So, ja nur so kann er gelingen zum Heile der Welt — **der Druck mit beweglichen Lettern!**"

Auf die Knie fallend und die kleine Presse umfassend blickte sein Auge in begeisterter Andacht aufwärts — doch Worte zum Beten fand er nicht. Was sein Herz bewegte, seine Seele durchjauchzte, Alles war ja Gebet, Preis und Dank, war das unaussprechliche Gefühl einer Menschenbrust, die von der höchsten Befriedigung und der heiligsten Demuth zugleich durchdrungen ist. In Freudenthränen löste sich nach und nach die hehre Seelenstimmung; — und Gutenberg's Hand griff wieder zur Arbeit — griff nach einer Holztafel voll Chiffern und zerschlug sie in zitternder Hast in kleine Theile, dann schnitt er bedächtiger einzelne Buchstaben heraus und betrachtete sie mit unendlicher Liebe und Freude. Der eben erst geborene Gedanke voll großer Zukunft ließ keine Befürchtung, keine Sorge zu, und alle Schwierigkeiten, die sich ihm noch Jahre lang entgegenstell-

ten, umſtanden ſeine Wiege nur wie die Sorgen und Schmerzen des Lebens ein ſchlummerndes Kind, das friſch geſtärkt nach langem Schlummer erwacht.

Vertieft in die neue ſchwierige Arbeit, bemerkte er nicht, wie Stunde um Stunde verrann, bis ſich der Tag zu Ende neigte. Da erſt blickte er von ſeiner Arbeit auf, doch nur, um eine Leuchte anzuzünden, denn noch konnte er ſich nicht davon losreißen; — und emſig begann er wieder zu ſchnitzeln, als ihn ein harter Schlag an die Thüre und Annen's Stimme aufſchreckte, welche draußen rief:

„Schnell aufgemacht — oder ich brauche Gewalt!“

Und kaum war dies ausgeſprochen, als auch ſchon die Thüre hereinbrach und Anne mit einem älteren Manne darunter erſchien. Ihr rundes Auge funkelte gierig durch den wenig erhellten Raum, dann ſprach ſie rauh:

„Endlich werde ich erfahren, was du hier treibſt und welche Schätze du ſo geheimnißvoll hier anhäufſt. Gewaltſam muß ich mir mein Recht verſchaffen, und den einzigen Verwandten, der mir noch lebt, zu Hilfe rufen.“

Gutenberg hatte ſich bei dem gewaltſamen Einbruche hoch emporgerichtet und vor die kleine Preſſe geſtellt, indem er ſchnell die einzelnen Stückchen der zerſchlagenen Holztafel in ihr verbarg. Ein ſtrafender Blick traf ſein Weib, ein verächtlicher ihren Begleiter, doch zu Worten ließ ihn Anne nicht gleich kommen.

„Wie ſieht es hier aus!“ zankte ſie fort. „Eine Spelunke voll alten Krams iſt beſſer noch, als dieſes wüſte Durcheinander. Iſt denn gar nichts zu finden, was mein Auge erfreut und dein ewiges Hierſitzen rechtfertigt? Sind das die koſtbaren Schätze, von denen mir Lorenz einſt vorfaſelte?“

Sie ſtieß verächtlich mit dem Fuße an einen Gegenſtand, der ihr im Wege lag, — da aber legte Gutenberg ſeine Hand mit ſo hartem Drucke auf ihre Schulter, daß ſie darunter ſich beugte, und er ſagte dumpf, doch durchdringend:

„Nicht weiter, Weib — zwinge mich nicht, Hand an dich zu legen und an deinen Begleiter, — ihr könntet ſonſt zu dieſer gewaltſam erbrochenen Thüre hinauskommen, daß Eure Neugierde für immer zu Ende wäre.“

„Nu, nu, Vetter Gutenberg, ſeid nicht ſo un-

wirſch!“ beſchwichtigte etwas ängſtlich Annen's Begleiter. „Sind wir doch Verwandte. — Was ſchadet's Euch, daß ich hier eintrat? Und Eurem Weibe müßt Ihr ſchon etwas zu gute halten; thut Ihr doch auch nicht an ihr, wie's Recht iſt. Sie lebt in Noth und glaubte Euch hier zwiſchen Goldhaufen zu finden — was Wunder, daß ſie einzudringen verlangte und mich, ihren einzigen Verwandten, zu Hilfe rief. Ich hielt es gewiſſermaßen für eine verwandtſchaftliche Pflicht, ihr beizuſtehen, — ſchlimme Abſicht hatte ich nicht dabei — das könnt Ihr mir glauben, Vetter Gutenberg. Es ſcheint mir übrigens auch nicht, als wenn Ihr hier Schätze ſammeltet?“

„Wahrlich nicht!“ miſchte ſich Anne ein, kaum fähig, ihren Ingrimm zu meiſtern. „Nichts iſt hier, als was ihn Geld koſtet und keins einbringt. So unnütz vergeudeſt du deine Zeit, Johann, und fürchteſt dich nicht der Sünde? Statt daß du Spiegel machſt und Steine ſchleifſt, was doch etwas eintrüge, ſitzeſt du Tag und Nacht hier und treibſt geheime Künſte, die Niemand verſteht und die nichts nützen. Oder kannſt du es anders ſagen, ſo rede.“

Gutenberg würdigte ſie keiner Antwort. Mit verſchränkten Armen ſtand er an ſeine Preſſe gelehnt,

ruhig, todtenbleich; — nur ſein Auge funkelte lebhaft und verfolgte jede Bewegung Annen's und ihres Begleiters.

Hans Riffe, der Vogt von Lichtenau, der mehr nur einer unwiderſtehlichen Neugierde gefolgt war, die Anne in ihm zu erregen gewußt, als irgend einem ſchlimmen Begehren, fühlte einige Beklommenheit und ſah ſein Unrecht ein; drum ſuchte er auch den Beleidigten zu verſöhnen und brachte allerlei Entſchuldigungsgründe hervor. Da Gutenberg ihn als einen braven, aber etwas ſchwachen Mann kannte, war ihm Annen's ganze Schuld bald klar, allein eine ſchlimme Scene mit ihr lag nicht in ſeiner jetzigen Stimmung und er ſchickte ſich eben an, Beide mit kurzen Worten hinauszuweiſen, als Hans Riffe, eines der fertigen Büchlein erblickend, es raſch in die Hand nahm und mit ſichtlicher, großer Bewunderung anſtarrte. Gutenberg's erſte Bewegung war, es ihm zu entreißen, doch er beſann ſich ſchnell eines anderen und beobachtete den Vogt, deſſen Geſichtsausdruck ſich ungemein erheiterte.

„Habt Ihr das gemacht, Vetter Gutenberg?“ fragte er voll Erſtaunen.

„Ja,“ war die kurze Antwort.

„Nun dann," wandte er ſich zu Anne, „hat er ſeine Zeit nicht unnütz vergeudet, wenn er gleich nicht ein Goldmacher iſt, wie du glaubteſt. Das da iſt auch Goldes werth."

„Schwatzt nicht ſolchen Unſinn, Vetter," murrte Anne.

„Unſinn? Ei ſieh doch! Was verſtehſt denn du davon?"

„Wohl mehr als Ihr."

„Schwerlich, Baſe. Und jetzt ſchweige und habe Reſpekt vor mir und deinem Eheherrn."

Sie drehte ſich unwillig um, er aber wandte ſich wieder zu Gutenberg und fragte abermals:

„Habt Ihr wirklich das gemacht — ganz allein, ſo wie's da iſt, fix und fertig?"

„Ich hab's Euch geſagt."

„Dann ſeid Ihr ein geſchickter Mann, und allen Reſpekt vor Euch, Vetter Gutenberg. Euer Weib ſoll nicht mehr kommen und Klage führen über Euch — ich wollt's ihr vertreiben — Gott verdamme mich, — doch davon ein andermal. Sagt mir nur noch das eine: weshalb haltet Ihr dieſe Kunſt ſo geheim und macht nicht Geſchäfte damit? Ich verſichere Euch, Ihr könntet viel Geld dabei gewinnen,

denn dieſes Büchlein da iſt tauſendmal ſchöner, als es jene waren, die ein niederländiſcher Händler auf der Cölner Meſſe zum Verkauf ausbot für theuren Preis.“

„Ein niederländiſcher Händler?“ fragte Gutenberg mit ſchnell erwachtem Intereſſe, das ſeinen Aerger niederkämpfte. „Was wißt Ihr davon? Sprecht, Vogt Riffe, ſagt es mir.“

„Nun, ich war gerade zu Cöln in Geſchäften — es iſt etwa ein halbes Jahr her — und ſah mir dabei die Meſſe an, die eben abgehalten wurde, da drängte Alles an eine Bude. Ich drückte mich auch hindurch und ſah einen Tiſch voll Heiligthumsbüchlein und Bilder, das Leiden Chriſti darſtellend und die Thaten der Heiligen; — Gott Vater auf ſeinem Throne, Petrus mit dem Schlüſſel und die heilige Jungfrau mit dem Chriſtuskindlein. Ich hatte noch nie dergleichen geſehen und blieb lange an der Bude ſtehen. Gern hätte ich meinem Weib ſo ein Büchlein mitgebracht, aber der Preis war mir zu hoch. Der Niederländer verlangte ein ſchönes Stück Geld dafür und doch waren ſeine Büchlein lange nicht ſo zierlich und fein, wie das Eure, Vetter Gutenberg.“

„Nicht? So —, doch ſprecht, habt Ihr den Namen

des Meiſters nicht erfahren, der ſie gemacht?“ fragte Gutenberg mit ſteigendem Intereſſe.

„Ja, doch — wartet einen Augenblick, ich beſinne mich vielleicht wieder darauf. Der Niederländer rief anpreiſend aus: „„Nur zu!““ ſchrie er, „„kauft, ihr lieben Leute, kauft Heiligthumsbüchlein und ſchöne Bilder, gemacht von —““

„Lorenz dem Küſter in Harlem?“ fiel Gutenberg in höchſter Spannung ein.

„Richtig. Ihr habt's getroffen, Vetter, Ja, ja, Lorenz Köſter, ſo lautete, wie ich glaube, der Name.“

Das reinliche Haus in Harlem, mit Meiſter Lorenz und ſeinen Geſellen und der bleichen Marianne ſtand lebhaft, wie lange nicht mehr, vor Gutenberg's innerem Auge. Alles tauchte wieder vor ihm auf. — Er fragte nach dieſer und jener Eigenſchaft der Büchlein und Bilder; doch darüber wußte der Vogt ihm wenig Auskunft zu geben. Er kam ſtatt aller weiteren Auseinanderſetzung immer wieder darauf zurück, daß Gutenberg's Machwerk viel werthvoller ſei, als jene Büchlein, die er auf der Cölner Meſſe geſehen.

Dieſe Verſicherung hätte einige Stunden früher Gutenberg ſchwerlich zufriedengeſtellt, denn der Ge-

danke an Meiſter Lorenz und ſein Schaffen rief zuweilen in gedrückten Stunden eine ängſtliche Stimmung in ihm hervor: die Befürchtung, der Küſter Harlem werde am Ende mit ſeinen Arbeiten der Welt noch Beſſeres bieten, als ihm je möglich ſei; und die Kunde des Vogts, daß die Erzeugniſſe ſeiner Kunſt ſchon auf den deutſchen Meſſen verkauft würden, hätte ihn ohne Zweifel darin beſtärkt, wenn der neue große Schöpfungsgedanke noch nicht in ihm wach geworden wäre. So aber erſchien ihm mit einemmale Alles, was er ſeither ſelbſt gethan und was die Briefdrucker aller Orten zu Wege brachten und bringen konnten, klein und unbedeutend und es war mehr das perſönliche Intereſſe, was er an dem Hauſe des Küſters nahm, das ihn zu ſeinen Fragen veranlaßte, als die Wißbegierde, wie weit der Harlemer Meiſter in der Kunſt des Tafeldruckes wohl gekommen ſein möge.

Hans Riffe, der mit Befriedigung wahrnahm, daß Gutenberg's Groll hinſchwand, wurde immer freundlicher, geſprächiger, und kam darauf zurück, daß er Geſchäfte mit ſeinen Büchlein machen ſolle.

„Wie wär's, Vetter," redete er ihm vertraulich zu, „wenn Ihr eine beſtimmte Anzahl Heiligthums-

büchlein machen würdet zur Aachner Wallfahrtsmesse; dort ließen sich gewiß gute Geschäfte damit machen, besonders da Eure Büchlein die des Niederländers übertreffen. Ihr könntet sie im Preise hochhalten — das gäbe Gold und Ehre."

„Zu solchem Unternehmen, Herr Vogt," entgegnete Gutenberg, „gehört mehr Geld, als ich besitze, und Zeit, viele Zeit und eben so viel nöthiges und theures Material, — dann die Reise. Bedenkt, so etwas ist leichter gesagt als gethan."

„Nun," meinte der Vogt, „wenn Ihr nur Lust dazu hättet, das Uebrige fände sich schon. Ich selbst schöße gern ein Kapitälchen dazu — für Gewinnantheil, versteht sich. Laßt es uns überlegen bei einem Becher Wein. Geh hinauf, Base," wandte er sich zu Anne, „und bereite ein gutes Mahl — dann trinken wir dabei auf Versöhnung und gute Geschäfte."

Gutenberg zog die Brauen finster zusammen, doch Hans Riffe achtete nicht darauf und setzte ihm alle Vortheile eines solchen Unternehmens auseinander: wie er leicht dadurch ein wohlhabender Mann werden könne und dergleichen mehr. Gutenberg fing an zu überlegen. Vor Allem, das sah er ein, mußte

er für's Brod arbeiten und konnte erſt, wenn er für einige Zeit dafür geſorgt hatte, mit Ruhe der neuen Idee des Druckes nachhängen. Wie ſchwer fiel es ihm auf die Seele, nicht allſogleich mit ungetheilter Kraft dies thun zu können. Die Unmöglichkeit ſtand plötzlich wie ein böſer Geiſt vor ihm und traurig blickte er auf ſeine Preſſe.

„Nehmt's nicht ſo ſchwer," ermunterte der Vogt. „Ich kann ſchon einige hundert Gulden dran ſetzen — und bei Gott, ich will's. Die Sache leuchtet mir ein. Schlagt ein, Vetter, auf gemeinſchaftliche Geſchäfte — und daß Ihr ſehet, wie gut ich es mit Euch meine, ſollen Euch zwei und mir nur ein Theil des Gewinnes geſichert werden. Kommt, laßt uns die zerbrochene Thüre wieder herrichten und dann hinaufgehen in Eure Stube. Da ſtipuliren wir die Sache, und bald wird Eure ganze Häuslichkeit ein anderes Anſehen gewinnen."

Daran dachte Gutenberg nicht, aber er dachte an die Mittel, die ihm dadurch werden konnten, dann wieder lange Zeit ungeſtört ſeinen geheimen Arbeiten zu leben. Er ging nach einigem Ueberlegen auf den Vorſchlag des Vogts ein und es wurde eine Uebereinkunft zwiſchen ihnen geſchloſſen, die

auch Geheimhaltung der Sache bedingte. — Allein Anne konnte nicht ſchweigen und Andreas Dritzehn, der faſt täglich nach St. Arkobaſt kam, wurde von ihr unterrichtet und drängte ſich alsbald als Dritter in dieſen Bund ein. Da Gutenberg jedoch dafür hundertundſechzig Gulden verlangte, ſchlug er noch einen Theilnehmer dazu vor, Anton Heilmann aus Straßburg. Riffe gab ſogleich ſeine Zuſtimmung dazu, da er gern das Geſchäft erweitert ſah ohne ſein alleiniges Riſiko. Gutenberg gab auch hierin nach und ſo beſtand jetzt die Geſellſchaft aus vier Theilnehmern. Dadurch kam mehr Lebendigkeit in das einſame Haus, was Anne angenehm war, Gutenberg dagegen oft ſehr läſtig wurde; aber er behielt doch die ſtillen Nächte für ſich und konnte mit mehr Ruhe an die Zukunft denken, denn er bezweifelte nicht, daß mit den Heiligthumsbüchlein auf der vielbeſuchten Wallfahrtsmeſſe zu Aachen ſich einträgliche Geſchäfte machen ließen.

Was Gutenberg mit ſeinen Genoſſen gemeinſchaftlich betrieb, das Steine ſchleifen und ſchneiden und Spiegel machen, wie auch unwichtigere Nebenarbeiten zu dem Heiligthumsbüchlein, geſchah in einer Stube dicht neben ſeiner Wohnung. Seine

geheime Werkſtätte blieb verſchloſſen; er gab vor, dort die Blätter zu drucken, ein Geſchäft, bei dem er nicht geſtört ſein wolle, und ſonſt weiter nichts zu treiben. Allein Anne glaubte ihm nicht, da er ganze Nächte in dieſer Werkſtätte verbrachte, und machte Dritzehn und Heilmann, welche ſich weit eifriger als Riffe mit der ganzen Angelegenheit beſchäftigten, gegen ihren Mann mißtrauiſch. Doch Gutenberg verwies ganz entſchieden ihr Begehren, auch den Druck zu erlernen, auf eine ſpätere Zeit, wo die Arbeit nicht ſo dränge. Was er die Nächte hindurch in der verſchloſſenen Kammer trieb, war und blieb ſein Geheimniß — ſeine alleinige Arbeit — und war doch ſo ſchwer für eine Hand — und ach, ſo oft vergeblich! Denn welche Schwierigkeiten bot das Ausſchnitzeln der einzelnen Buchſtaben; wie gleichmäßig mußten ſie ſein — wie klein und zierlich ſollten ſie werden und dabei doch ſo ſtark und dauerhaft. Hunderte mißglückten, hunderte zerbrachen und unzählige waren nicht haltbar und prägten ſich nicht deutlich genug aus, wenn er ſie unter der Preſſe erprobte. Aber ſeine Geduld ermüdete nicht. Ueberzeugt, daß er endlich den rechten Weg gefunden, ſchritt er darauf fort, wenn auch

noch ſo langſam, noch ſo oft gehemmt, — ſelbſt oft wieder rückwärts geworfen, — immer und immer wieder voran, weiter — nur immer etwas weiter wieder vorwärts — ſo nur war ja endlich das Ziel zu erreichen — das große herrliche Ziel!

Aber ſeine Wange wurde dabei immer bleicher, ſein Auge immer größer und glanzloſer und durch ſeine langen, braunen Haare zog ſich hin und wieder ein frühzeitiger weißer Faden.

8.

Die Summe von einhundertundſechzig Gulden, die Heilmann und Dritzehn für ihre Theilnahme an dem zwiſchen Gutenberg und Riffe abgeſchloſſenen Geſchäfte zahlten, half den Verhältniſſen des Erſteren wenig auf. Er brauchte das Geld ſehr nöthig für Anſchaffungen und mußte ſeine Zeit nun hauptſächlich für dieſe Sache verwerden und dabei auch ſeinen Verpflichtungen als Lehrer im Steineſchleifen und Spiegelmachen nachkommen. Für ihn ſelbſt und ſeine geheimen Arbeiten blieben ihm uur noch die Nachtſtunden, und er gönnte ſich weder Schlaf noch Ruhe mehr. Die Heiligthumsbüchlein erforderten mehr Zeit und Geld, als er gedacht. Die kleine Preſſe war unzureichend; bald hatte er dies, bald jenes zu ändern und gar viele Verſuche mißglückten. Alles ging daher viel langſamer, als ſeine

Genoſſen erwartet, und er, um ihren Anforderungen möglichſt treu nachzukommen, und da er ſeine geheimen Arbeiten nicht bei Seite legen wollte, ſtrengte ſich über ſeine Kräfte an. Das Grauen des Tages fand ihn noch wach und beſchäftigt und kaum ſtieg die Sonne am Himmel auf, klopften ſchon die Genoſſen an ſeine Pforte und mahnten ihn wieder zur Arbeit.

Dieſe Ueberanſtrengungen, verbunden mit dem moraliſchen Zwange, den er ſich auferlegte, und dem Drucke ſeiner Verhältniſſe, mußten ſeinen ſtarken Körper erſchüttern, und nachdem er ſich einige Wochen mühſam aufrecht erhalten hatte, ſank er ſchwer erkrankt darnieder — und Monate gingen dahin, bis er ſein Lager wieder verlaſſen konnte. In dieſen Tagen des Leidens war Lorenz ſein beſter Troſt. Der treue Diener wich nur dann von ſeiner Seite, wenn er ihn wegſchickte zur Bewachung ſeines Heiligthums. Lorenz pflegte ihn, wie ein liebender Sohn ſeinen Vater, und ſeine geheime Werkſtätte hütete er mit Argusaugen. Er wußte, daß Anne noch immer an dem Gedanken hing, ein wichtiges Geheimniß liege dort verborgen, welches Gutenberg bei ihrem gewaltſamen Eindringen durch

irgend ein Mittel zu verbergen gewußt, — denn, da er nicht aufhörte, ſeine Nächte in der geheimen Kammer zuzubringen, glaubte ſie auch nicht daran, daß er nur an dem Heiligthumsbüchlein arbeite; und Lorenz war überzeugt, daß ſie die Zeit ſeines Krankſeins gerne benutzen würde, genauere Kenntniß ſich darüber zu verſchaffen. Auch Gutenberg mußte dies einfallen, denn oft ſandte er Lorenz plötzlich hinweg, um nachzuſehen, ob auch die Thüre ſeiner Werkſtätte noch wohl verwahrt ſei, und der treue Diener verwahrte und bewachte ſie ſo gut, daß weder Anne noch irgend einer aus der Geſellſchaft es wagen konnte, einzudringen.

Anne, deren Nähe Gutenberg peinigte, ließ ſich durch Lorenz gerne der Krankenpflege überheben. Für die nöthigen Bedürfniſſe des Kranken ſorgte ſie zwar, wie auch, daß Alles im Haushalt in gehöriger Ordnung blieb, doch ſie ſorgte nicht mit Liebe dafür, nur eben mit dem, ihr angebornen Sinn für häusliches Schalten und Walten, was ſich, ſeit ſie Gutenberg's Frau war, nirgends in liebenswürdiger Weiſe kund that. Hatte ſie ihr Hausweſen geordnet und geſorgt, daß dem Kranken nichts Weſentliches gebrach, glaubte ſie ihre Pflicht

mehr als nöthig erfüllt zu haben. Häufiger als ſonſt ging ſie nach Straßburg und kam oft erſt ſpät am Abend zurück. Sie verkehrte viel mit Heilmann und Andreas Dritzehn und kam dadurch wieder in nähere Berührung mit Georg, dem jüngern Bruder des Letztern. Ihre frühere Neigung zu ihm erwachte wieder, und obgleich er ſich inzwiſchen auch verheirathet hatte, gelang es ihr doch, eine gewiſſe Herrſchaft über ihn auszuüben. Um ſich dieſen Vortheil zu ſichern, knüpfte ſie ein Freundſchaftsband mit ſeinem Weibe. Ebenſo wußte ſie Andreas, durch hingeworfene Vermuthungen über ihres Mannes geheimes Schaffen, ſo für ſich zu gewinnen, daß er in ihrem Umgange mit Georg nichts Arges ſah, oder ſehen wollte und ſelbſt ſeinem ältern Bruder Klaus jeden Verdacht deshalb benahm.

Andreas wäre gar zu gerne in Gutenberg's Geheimniß eingedrungen. Er war ein unternehmender Mann, der ſchnell entſchloſſen riskirte, wo er einſt zu gewinnen hoffte. Was ihn Gutenberg bisher gelehrt, war er gewiß, daß es mit der Zeit ſehr einträglich werden würde — um wie viel beſſer mußte alſo das ſein, was jener ſo geheim hielt. — Anne überzeugt, daß es jedenfalls vortheilhafter wäre,

wenn alle Künſte ihres Mannes in praktiſchere Hände als die ſeinen kämen, machte Dritzehn immer begieriger darauf und ſchürte auch in's Geheim an Heilmann und Riffe; allein ſo gerne ſie Alle in Gutenberg's geheimes Schaffen eingedrungen wären, wagten ſie es doch nicht, während ſeiner Krankheit irgend einen Schritt ohne ſeine Zuſtimmung zu thun, — dazu gebrach ihnen der nöthige Muth; dafür hatte Gutenberg's ernſte Geſtalt zu viel Reſpekt in ihnen erweckt. Anne allein hätte vielleicht nicht gezaudert, die geheime Kammer abermals zu betreten, wenn ſie Lorenz getraut; allein er hielt zu treue Wache, und ſo oft ſie auch vor der verſchloſſenen Thüre ſtand — ſie zu öffnen, wagte ſie nicht.

Mit Gutenberg's Geneſung ging es nur langſam vorwärts, und ſelbſt als er wieder ſein Lager verlaſſen konnte, fühlte er ſich noch längere Zeit zu ſchwach zur Arbeit. Dies war ſchwer, faſt unerträglich für ihn. Er konnte nun nicht einmal ſeinen Verpflichtungen gegen die Genoſſen nachkommen. Die Aachener Wallfahrtsmeſſe rückte näher, und erſt eine kleine Anzahl Büchlein war fertig, — das Unternehmen mußte um ein Jahr aufgeſchoben werden. Welch ein Zeit- und Geld-Verluſt war

dies! Und das Schlimmste für ihn war die abermalige Verzögerung des höchsten Verlangens seiner Seele.

Die Geschäftsgenossen äußerten ihre Verstimmung über die verfehlte Speculation und beklagten ihren Geldverlust und verlangten eine Schadloshaltung von Gutenberg. Dieser noch geschwächt von der langen Krankheit und voll Unlust über sich selbst und am tiefsten alle Nachtheile empfindend, gab endlich ihrem Drängen nach, sie in seine geheime Kammer zu führen und sie die Künste zu lehren, die er dort treibe. Er versicherte sie zwar, daß er sie nichts weiter lehren könne, als die Heiligthumsbüchlein zu drucken mit Hilfe einer Presse statt eines Reibers, wie es bisher die Briefdrucker gemacht, — daß allerdings große Vortheile dadurch zu erreichen seien, allein um es nur zu einer gewissen Vollkommenheit zu bringen, noch viel Zeit, Geld, Geduld und Ausdauer nöthig wären.

Dieser Ausspruch jedoch schreckte seine Genossen nicht zurück. Was ihm so viele Zeit, Geld und Mühe schon gekostet, mußte reichen Gewinn versprechen, dachten sie und folgten ihm in größter Spannung an den noch nie von ihnen betretenen Ort.

Seine Hand zitterte, als er die Thüre der geheimen Arbeitsstätte aufschloß; doch ruhig zeigte er ihnen die kleine Presse und setzte ihnen den Vortheil auseinander: wie durch sie leicht und schnell die Holztafeln abzudrucken wären. Mit Erstaunen sahen sie die Mechanik der Sache und ihre Vortheile ein. Durch die leichte Art des Abdruckes vermittelst einer Presse konnte man ja in kurzer Frist alle Briefdrucker überflügeln und Heiligenbilder und kleine Büchlein in Menge in die Welt senden.

Wie es häufig zu geschehen pflegt, der Vortheil der Sache leuchtete ihnen schneller ein, als die Schwierigkeiten derselben, und jetzt erst bestanden sie fest darauf, auch den Druck zu erlernen, und dieses Geschäft gemeinschaftlich mit Gutenberg zu betreiben, überhaupt fortan in allen seinen Künsten gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen. Er sei es ihnen schuldig, wegen der verfehlten Speculation mit der Messe zu Aachen, behaupteten sie — und Gutenberg gab dies bedingungsweise zu. Er wolle sie im Drucken unterweisen, sie Steine schleifen und Spiegel machen lehren, versprach er, doch sollten ihm dafür Dritzehn und Heilmann noch zweihundertundfünfzig Gulden zahlen, — jeder fünfzig Gulden

gleich und das Uebrige in Terminen. Nach kurzem Bedenken gingen ſie es ein und Heilmann zahlte ſeine fünfzig Gulden alſobald — Dritzehn dagegen nur vierzig und wollte erſt weitere Zuſchüſſe geben, wenn eine größere und entſprechendere Preſſe gemacht, und dieſe in ſeinem Hauſe aufgeſtellt worden ſei. Dorthin ſolle, beharrte er, die Hauptdruckerei kommen, da es ſo zu ihrem allſeitigen Vortheil nöthig wäre. Ungern verſtand ſich Gutenberg auch dazu, allein er ſah ein, daß er, nun einmal an ſie gebunden und ihnen ſchon ſo viel vertraut habe, ohne ihre Hülfe nicht leicht mehr weiter voran kommen könne. Was er bis jetzt als Erwerb betrieben, hatte er ſie bereits ſo weit gelehrt, daß ſie bei ihren günſtigeren Vermögensverhältniſſen ihm dieſe nothwendige Sache ſo erſchweren konnten, es ihm unmöglich zu machen, ferner davon zu leben, und damit waren auch ſeine andern Pläne vernichtet. Drum beſſer, er gab, neue Mittel zu gewinnen, einen Theil ſeines Wiſſens dafür hin, den Theil, der ihn ja doch nicht befriedigte, für ſie aber ausreichte, da ihnen der pecuniäre Gewinn als das Höchſte galt. Sie konnten, was ſie einſetzten, einſt verdoppeln, vielleicht verzehnfachen, wenn ſie

Geld, Geduld und Ausdauer hatten, und er konnte mit dem Gelde, das ſie ihm als Lehrherrn boten, wieder mehr für die Arbeiten verwenden, welche ihm über Alles gingen.

Nach kurzer Zeit kam ein Vertrag zwiſchen ihm und ſeinen Genoſſen zu Stande, der nebſt verſchiedenen Bedingungen ihre Verbindung auf fünf Jahre feſtſetzte.

Er gab ihnen damit die Arbeit und Forſchung vieler mühſamer Jahre hin — aber das Große, was ſeine Seele bewegte, offenbarte er ihnen nicht — und ſie hätten es auch nicht verſtanden, wenigſtens nicht, wie es ihn durchdrang, wie er es bis jetzt nur an eine Menſchenſeele wieder hingegeben — an die Katharina's. Nicht Kuno's heller Geiſt, nicht Angela's ſtrahlendes Auge, nicht Antonio's praktiſcher Sinn waren tiefer in ſein inneres Leben eingedrungen. Sie erkannten wohl, daß etwas Höheres in ihm verborgen liege, zweifelten aber, ob er den rechten Weg finden würde, ſeine Ideen zu verkörpern. Die bleiche Marianne und ſeiner Mutter ahnende Liebe hatten es beſſer erkannt — doch Katharina allein ihn ganz verſtanden, ohne viele Worte ihn verſtanden, weil ihr frommer Sinn

ſie eine höhere Beſtimmung darin erkennen ließ, und ihr Herz ihm grenzenlos vertraute.

An die berechnende Speculation ſeine großen Gedanken hinzugeben, war ihm noch eine Unmöglichkeit, und ſo ſorgſam wie bisher Alles, was damit in Verbindung geſtanden, verwahrte er jetzt die kleinen Typen, die er in einſamen Stunden der Nacht mühſam verfertigte. Sie die kleinen, unſcheinbaren Chiffern verkündeten ja klarer als Alles, was er bisher gethan, die große Idee, die er erſt in verkörperter Vollendung der Welt übergeben wollte.

Andreas Dritzehn, der den größten Eifer unter den Genoſſen Gutenberg's zeigte, brachte einen geſchickten Dreher Namens Sahſpach nach St. Arkobaſt, damit dieſer eine vollkommenere Preſſe nach Gutenberg's Angabe verfertigen ſollte. Der Handwerksmann mußte feierlichſt Schweigen geloben, worauf er ſo weit, als es zum richtigen Verſtändniß deſſen, was er liefern ſollte, nöthig war, von der Sache unterrichtet wurde. Sahſpach war nicht nur ein geſchickter, ſondern auch ein redlicher Mann und kam ſeinem Auftrage zur vollen Zufriedenheit Gutenberg's nach. Die Preſſe wurde nach kurzer Zeit von Sahſpach in Dritzehn's Haus gebracht und dort

in einer abgelegenen Stube aufgestellt. Andreas, der trotz seines Eifers und seiner Unternehmungslust, sich doch auch gerne möglichste Sicherheit für das, was er einsetzte, verschaffte, fühlte sich sehr befriedigt, als die ersten Druckversuche in seinem Hause gemacht wurden und wollte Gutenberg von da an veranlassen, alle seine Geschäfte, so viel als nur möglich, in die Stadt zu verlegen. Gutenberg ging scheinbar darauf ein, doch nur dasjenige was zu den Heiligthumsbüchlein, oder vielmehr zum Tafeldruck gehörte, wanderte in Dritzehn's Haus, wo er den größten Theil des Tages arbeitete. Sobald er nach St. Arkobast zurückkehrte, schloß er sich wie früher in seine Kammer ein und verfertigte Typen aus Holz, später auch aus Blei und erprobte sie in seiner kleinen Presse. Doch diese nur leicht und unvollständig zusammengefügt, brach bald zusammen und er mußte ungestörte Stunden in Dritzehn's Haus abwarten, um dort seine geheimen Versuche vermittelst der bessern Presse zu machen. Tage- und wochenlang trug er oft die Typen mit sich herum, bis er endlich Gelegenheit fand, sie unter der Presse zu erproben — und ach, wie oft mißglückten diese Proben. Die kleinen Buchstaben woll-

ten nicht feſt zuſammenhalten und zerbrachen bei dem Drucke der Preſſe immer wieder. Er ſchnitzelte andere, immer wieder andere — verſuchte es endlich mit Blei — aber das zeigte ſich noch weniger haltbar als Holz.

Welche Geduld, welche Ausdauer, welch hoher Sinn und Muth gehörte nicht dazu, in dieſer mühſamen und ermüdenden Arbeit fortzufahren, beſonders in einer Zeit, wo die Gemeinſchaft mit Anderen ihm die Ausſicht auf baldige, einträgliche Geſchäfte eröffnete. Freilich ging es auch damit nicht ſo raſch, als Dritzehn gehofft, — doch hätte Gutenberg alle ſeine Kräfte darauf verwendet, wäre vielleicht ſchnellerer Erfolg gekommen. So blieb der Erwerb ihm aber eine Laſt, die ihn ſchwer drückte, — und ſo viele Zeit er auch dafür verwandte, ſeine Gedanken waren nicht ſo dabei, wie es wohl hätte ſein müſſen, um der Hände Arbeit ſchnellen Gewinn zu ſichern. Da nun die Heiligthumsbüchlein viel mehr Koſten- und Zeitaufwand erforderten, als man anfänglich geglaubt, legten ſich Dritzehn und Heilmann wieder mehr auf die ergiebigeren Künſte des Steineſchleifens und Spiegelpolirens und Hans Riffe, der überhaupt um die Arbeiten ſelbſt ſich wenig bekümmerte, kam

immer ſeltener nach Straßburg. Dadurch gewann Gutenberg wieder mehr ungeſtörte Zeit und konnte jetzt häufiger Verſuche mit den Typen unter der Preſſe machen und, durch Erfahrung belehrt, manches daran verbeſſern. So bohrte er in die kleinen Klötzchen Löcher ein, um mit Bindfaden ſie feſt an einander zu ketten; und es gelang ihm eines Tages, auf dieſe Weiſe eine etwas leſerlichere Schrift zu Stande zu bringen.

Morgen wollte er weitere Verſuche machen und ganze Seiten zuſammenſetzen und abdrucken, und umſchloß deshalb die zuſammengepreßten Typen mit feſten Stäben und legte ſie unter die Preſſe. Die Holztafeln und Metallplatten lagen daneben — ſie waren ja längſt den Genoſſen keine geheime Sache mehr. Doch auch die Typen ließ er heute da, als er nach St. Arkobaſt zurückkehrte, — er ſparte ſich ſo für Morgen eine mühſame Arbeit. Andreas war krank und konnte nicht in die Arbeitsſtube gehen und war zu mißtrauiſch, als daß er einen der Andern, außer Gutenberg, allein eintreten ließ. Dieſer übergab ihm deswegen auch heute ohne alle Beſorgniß den Schlüſſel, wie er immer zu thun pflegte, ehe er weg ging.

Nachdenkend über dieſes und jenes, was noch anders werden müßte, erreichte er ſeine einſame Behauſung und wollte eben zu einigen Stunden Arbeit ſich noch in ſeine Werkſtätte begeben, als Heilmann athemlos in St. Arkobaſt ankam und die Schreckenskunde mitbrachte: Andreas Dritzehn ſei eben eines unerwarteten, plötzlichen Todes verblichen, und hinzuſetzte, daß bereits ſeine Angehörigen ſich um ſeine Leiche verſammelt hätten, damit ihnen ja nichts von dem Erbe entgehe, und daß ſie ohne Zweifel geſonnen ſeien, Hand an Alles zu legen, — auch an die Werkſtätte, die Preſſe und Alles, was ſich dort befinde. Klaus und Georg, die Brüder des Todten, ſeien längſt ungehalten über das viele Geld, das Andreas für die Druckſache verwendet habe, und würden gewiß jetzt Anſprüche an die Geſellſchaft machen. Gutenberg war unter Heilmann's Worten immer bleicher geworden, und voll Schrecken rief er aus:

„Andreas todt — und ſie die Erben in der Kammer — an der Preſſe — nimmer, nimmermehr darf das geſchehen — ich will fort — ſie daran verhindern.“

„Das wäre das Schlimmſte, was Ihr thun

könntet," fiel Heilmann ein. „Da würden ſie erſt Wunder glauben, was Alles zu finden wäre, und Euch gewiß nicht die Kammer öffnen. Nein, laßt uns erſt überlegen — es hat ja noch Zeit —"

„Zeit? Nein, es hat keine Zeit," unterbrach ihn Gutenberg außer ſich. „Was wißt Ihr davon, welch ein Gut in der Preſſe liegt — mein Alles — mein Geheimniß — die Arbeit meines ganzen Lebens!"

Er ſank in einen Stuhl und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

„Was ſagte er?" murmelte Anne mit einem ſcharfen Blicke auf ihn. „Sein Geheimniß — die Arbeit ſeines ganzen Lebens? — Da iſt keine Zeit zu verlieren." Und ſie entfernte ſich eilends.

Weder Gutenberg noch Heilmann fiel Annen's Entfernung auf, und auch Lorenz ſchüttelte nur leicht den Kopf darüber. Gutenberg, noch außer Faſſung, ſprang wieder auf und durchſchritt in höchſter Unruhe das Zimmer, während er durch die Zähne murmelte:

„Sie werden voll Neugierde die Preſſe aufmachen und Alles auseinander nehmen, die zuſammengeſetzten Buchſtaben entdecken, ihre Bedeutung

erkennen — und profane Hände werden mein höchstes Gut, mein großes Geisteskind als eine unreife Geburt, verunstaltet in die Welt senden."

„Was ist Euch, Gutenberg?" sprach Heilmann verwundert, als er den sonst so ruhigen, ernsten Mann in solcher Aufregung sah. Doch Gutenberg gab ihm keine Antwort, er hörte ihn nicht, — dachte nur an die eine fürchterliche Möglichkeit: wie sie über die Presse herfielen, die beweglichen Lettern entdeckten, dann sie genauer prüften — und dann — es schwindelte ihm und taumelnd faßte er die Lehne eines Stuhles.

Lorenz, der am besten begriff, um was es sich handle, trat zu ihm und sagte:

„Mein guter Herr, faßt Euch! Es wird so schlimm nicht werden, als Ihr fürchtet. Schickt mich in die Stadt. Noch wissen sie ja nicht, daß Euch Kunde von Andreas' Tod geworden, und ich will thun, als erfahre ich es erst bei meinem Eintritt in sein Haus, und will ihnen sagen, Ihr hättet etwas in der Arbeitsstube liegen lassen, dessen Ihr heute noch bedürftet. Sie wissen ja Alle, daß Ihr viel in der Nacht arbeitet, und werden es drum auch glauben und mir

nicht wehren, unter ihren Augen in die Kammer zu gehen. Bin ich dann einmal drin, Herr, werd' ich ſchon wiſſen, was zu thun iſt."

„Ja, geh', Lorenz, — doch gehe zu Klaus," erwiderte Gutenberg etwas ruhiger; „er iſt der vernünftigſte von ihnen, und ſage ihm, nicht daß ich etwas vergeſſen und nicht wiſſe, daß der Andreas geſtorben, nein, ſage ihm, daß ich das Unglück erfahren und ihn bitten laſſe, er ſolle mit dir in die Stube gehen und die Schrauben der Preſſe öffnen, denn wenn ein Fremder es thue und unſer Schaffen kennen lerne, ſei dies zu unſerem großen Nachtheile und auch zum Nachtheil der Erben des Andreas. Was er unter der Preſſe finde, ſoll er herausnehmen, es auseinander legen, daß es zerfalle. Gieb wohl Acht, Lorenz, und raffe dann ſchnell die einzelnen Theile zuſammen und bringe ſie mir — oder duldet er das nicht, ſoll er ſie gut verwahren, damit Niemand ſie ſieht. Wenn der Todte beſtattet ſei, ſag' ihm, wolle ich Rückſprache mit ihm nehmen."

„Ich bringe Euch die Formen; ſind ſie nur erſt in meiner Hand, entreißt ſie mir Niemand mehr," verſicherte Lorenz und ſchickte ſich an, wegzugehen.

Doch Heilmann bat ihn, noch ein wenig zu verweilen, dann gehe er mit ihm; er verabredete noch mit Gutenberg, daß man auch die Presse vor jedem unberufenen Auge sicher stellen und zu diesem Zwecke Sahspach zu des Verstorbenen Bruder senden solle, um diesen zu bestimmen, die Presse auseinander nehmen zu lassen, damit Niemand erkenne, welchem Zwecke sie gedient habe; er selbst könne sich ja später von dem, was ihn zu wissen verlange, Aufklärung bei Gutenberg verschaffen, eine weitverbreitete Kenntniß der Sache wäre nur von Schaden für die Genossenschaft sowohl, als seine etwaigen Erbansprüche.

Nach dieser Uebereinkunft schieden sie und Gutenberg blieb allein in dem großen, einsamen Hause zurück. Auch Anne zeigte sich nicht mehr; doch sie entbehrte er am wenigsten, — in dieser Stunde wäre sie ihm die unwillkommenste Gesellschaft gewesen. Von namenloser Unruhe gequält, war es ihm nicht möglich, sich niederzulegen. Bald ging er mit hastigen Schritten umher, bald sank er, erschöpft von Zweifel und Ungewißheit, in einen Stuhl — dann sprang er wieder auf und lauschte, ob Lorenz noch nicht nahe, und dieser konnte doch erst nach

mehreren Stunden zurückkehren. Wie langſam, wie ſchleichend ging ihm eine Viertelſtunde nach der andern hin — und Stunde auf Stunde verrann und Lorenz kehrte noch immer nicht wieder. Er trat an das Fenſter und ſtarrte in die Dunkelheit hinaus, als müſſe er ſie durchdringen und er könne ſeinen Diener herbeiſehen. Es dämmerte, da war es ihm, als huſche eine Geſtalt zum Thore herein. Sein Auge folgte gierig dem Schatten, der ſich lautlos an der Mauer hinbewegte. Konnte das denn Lorenz ſein? Er riß das Fenſter auf und rief ſeinen Namen. Keine Antwort erfolgte und der Schatten verſchwand hinter einer Ecke des Hauſes. Hatte denn das Verlangen, Lorenz zu entdecken, ſeinem Auge ein täuſchendes Phantom vorgeführt? — Es mußte wohl ſo ſein, denn er vernahm keinen Laut mehr, und Lorenz kehrte erſt bei hellem Tage zurück. Doch ſchlich auch er lautlos, als fürchte er geſehen zu werden, zum Thore herein. Sein Gang, ſein Geſicht verkündeten nichts Gutes. Gutenberg eilte ihm haſtig entgegen, doch Lorenz vermochte nicht zu ſprechen, als er ſeines Herrn verſtörte Miene ſah.

„Rede, ſprich! Er ließ dich nicht in die Kammer?“ fragte Gutenberg tonlos.

„Doch, Herr," ſtotterte Lorenz. „Der Klaus war guten Sinnes. Er hatte nichts dagegen."

„Nun, und du —?"

„Ich? Ich war froh darob und mahnte den Klaus zur Eile, da —"

„Da —?"

„Fand er den Schlüſſel nicht — und erſt, als nach einigen Stunden Georg dazu kam, entdeckte dieſer ihn unter dem Kopfkiſſen des Todten."

„So gut hatte Andreas ihn verwahrt!" rief Gutenberg erleichtert und fuhr dann haſtig fort: „Ihr ginget alſo in die Kammer, an die Preſſe, Klaus öffnete die Schrauben —"

„Nein, Herr, das iſt ja das Unbegreifliche, das Schlimme — die Schrauben waren aufgedreht —"

„Die Schrauben aufgedreht?" rief Gutenberg bebend und faßte den Diener hart an der Schulter, ließ ihn aber ſogleich wieder los und fragte in höchſter Spannung: „Und was ſaht, was fandet ihr —?"

„Nichts, Herr, nichts. Alles war fort."

„Alles war fort?" wiederholte Gutenberg, als habe er nicht recht verſtanden.

„Ja, Herr, gar nichts fanden wir, als die Preſſe, einige Metall- und Holzplatten, Material und ge-

machtes Werk. Die Preſſe hat nun Sahſpach auseinander gelegt," ſetzte er ſchnell hinzu, als er Gutenberg's Entſetzen gewahrte. „Niemand ſieht mehr, zu was ſie gedient."

Doch Gutenberg hörte nicht darauf. Einen Augenblick ſtand er wie vernichtet, dann rief er:

„Das iſt ja aber nicht möglich, Lorenz. Ich ſelbſt — ich ſelbſt legte die Buchſtaben in die Form nebeneinander und unter die Preſſe und übergab Andreas den Schlüſſel. Er ſtarb gleich nach meinem Weggehen und den Schlüſſel fandet ihr unter ſeinem Haupte. Wie konnte denn da ein Dieb in die Kammer gelangen — in einem Hauſe, wo man bei einem eben erſt Geſtorbenen wachte?"

„Ja, Herr, es iſt unbegreiflich; und zudem fanden wir die Stube feſt verſchloſſen."

„Dein Auge war geblendet, Lorenz, — deiner Hand fehlte der Taſtſinn. So wird es geweſen ſein, — es iſt nicht anders möglich. Ich will ſelbſt hin, mich erſt überzeugen, ehe ich glaube — das Entſetzliche glaube — ſie verloren gebe, die Arbeit meiner Nächte — und ach, die Arbeit, die ſo augenſcheinlich von dem ſchöpferiſchen Gedanken zeugt! Nein — nein — ſie darf nicht verloren ſein!

Komm, Lorenz, komm ſchnell, ſchnell nach Straßburg!“

Er nahm Barett und Mantelrock und eilte, von Lorenz begleitet, davon.

Aus einem entlegenen Fenſter des Hauſes beobachtete Annen's Blick die Davoneilenden, indem ſie vor ſich hinſprach:

„Es iſt gut, daß ſie gehen, um ſo weniger denken ſie über meine Entfernung und mein Wiederkommen nach. Das Eine iſt dem Lorenz doch nicht entgangen und das Andere bemerkte er, obgleich ich nicht glaube, daß er mich erkannte. Ja, eilt nur, was ihr könnt!“ rief ſie laut hinaus, als Lorenz und Gutenberg hinter dem Ulrichshügel verſchwanden. „Zu ſpät kommt ihr doch, dafür habe ich geſorgt, Johann; nicht du ſollſt es, ich, ich will jetzt Gewinn aus deiner Arbeit ziehen.“

Damit ging ſie in ihre Behauſung und ſchaltete darin, wie an jedem Tage, nur daß ſie, als Gutenberg zurückkehrte, freundlicher als ſonſt gegen ihn war und Lorenz ein beſſeres Gericht, als gewöhnlich, vorſetzte. Gutenberg zog ſich jedoch ſogleich in ſeine Werkſtätte zurück, ohne ein Wort mit ihr zu wechſeln. Was Lorenz ihm mitgetheilt, hatte er be-

ſtätigt gefunden, und Troſt konnte er allein bei ſich ſelbſt und in ſeiner Arbeit finden. Lorenz, den Anne ausforſchen wollte über das, was ihr Mann mit den Dritzehn vorgehabt, ſtand ihr nicht viel Rede und warf einen recht böſen Blick auf ſie, als er ſagte:

„Fragt den Georg um dieſe Sache, der kann es Euch am beſten ſagen; — ſeht Ihr ihn doch jedesmal, Frau Gutenbergin, ſo oft Ihr nach Straßburg kommt.“

„Wer ſagt das?“ fuhr ſie erboſt auf. „Und wenn's wäre, was ging's dich an, Lorenz? Ich kann thun, was ich will.“

„Mag's Euch bekommen, wie Ihr's verdient!“ brummte er, verließ ſie und ging in ſein kleines Kämmerlein und dachte über dies und jenes nach, was gerade nicht zu ihrem Vortheil war.

Von da an beobachtete er ſie ſchärfer als bisher und ging ihr auf Schritt und Tritt nach, wo es nur immer geſchehen konnte. Selbſt ihre Gänge in die Stadt verfolgte er und forſchte, was ſie ſo oft dort zu thun habe. Da entdeckte er denn, daß ſie noch außer in Georg Dritzehn's Haus in ein anderes gehe und beſonders zur Abendzeit: in das Haus einer Verwandten Georg's, einer kinderloſen

Witwe, die nicht in besonders gutem Rufe stand, und daß ihr Georg, meistens aber in Begleitung eines jungen Mannes, dahin nachfolgte. Wäre Georg allein gewesen, hätte Lorenz sie eben der Untreue an ihrem Manne beschuldigt, da dieser aber, mit wenig Ausnahmen, einen Begleiter hatte, mußte noch etwas Anderes hinter diesen Zusammenkünften stecken, und Lorenz nahm sich vor, um jeden Preis der Sache auf die rechte Spur zu kommen.

Als Anne eines Tages sich wieder anschickte, in die Stadt zu gehen, wußte er es einzurichten, daß er unbemerkt ihr zuvorkam und in der Nähe des ihm verdächtigen Hauses sich aufhielt, bis es zu dunkeln begann. Noch war Anne nicht gekommen, als eine Magd aus dem Hause trat, um Wasser zu schöpfen; er benützte diesen Umstand und schlüpfte unbemerkt durch die Thüre und stieg eilends eine Treppe hinauf, die in das erste Stockwerk führte. Dort hatte er wie immer, wenn Anne da war, ein Licht bemerkt, das durch die Ritzen eines Ladens schimmerte. Sein scharfes Auge, dem der Tastsinn zu Hilfe kam, erkundete bald die Lokalität der Hausflur, auf der er anlangte, und zeigte ihm einen Versteck hinter einem großen Schranke, den er sogleich

einnahm. Dort harrte er, auf die Gefahr hin, als ein Dieb angehalten zu werden, geduldig der Dinge, die da kommen würden.

Und siehe, nach kurzer Frist sprang Anne mit sicherem Tritte die enge Treppe herauf und öffnete, ohne anzuklopfen, eine Thüre, dem Verstecke Lorenz' schräg gegenüber. Eine Stube wurde vorübergehend sichtbar, in der auf einem großen, viereckigen Tische ein Licht brannte. Doch sonst konnte der Lauscher nichts erspähen. Bald darauf wurde leise an die Hausthüre gepocht, sie geöffnet und wieder verschlossen, worauf männliche Tritte sich nahten; abermals ging die Thüre Lorenz gegenüber auf, und zwei Männer traten, von Anne freudig begrüßt, in die Stube. In dem Einen erkannte Lorenz Georg, den Anderen sah er nicht deutlich, doch schien es ihm Georg's gewöhnlicher Begleiter zu sein. Ein lautes Gespräch entwickelte sich immer lebhafter in der Stube, doch Lorenz vermochte nur einzelne Worte deutlich zu verstehen und strengte vergebens sein Gehör an, einen Zusammenhang hineinzubringen. Da riß endlich seine Geduld, und sich kecken Muth fassend, sprach er zu sich selbst:

„Lorenz, was du angefangen, mußt du auch zu

Ende führen, und da du dich vor den Dreien da drinnen nicht zu fürchten brauchſt, denn nicht du, ſondern ſie haben ein böſes Gewiſſen, tritt als Richter und Rächer zu ihnen.“

Damit ging er raſch auf die Thüre zu, öffnete ſie mit kräftigem Drucke und ſtand mitten in der Stube, zum größten Schrecken der Anweſenden. Anne ſaß in vertraulicher Stellung neben Georg — ihnen gegenüber ein junger Mann und auf dem Tiſche, der ſie ſchied, lagen allerlei Gegenſtände umher, die Lorenz ſogleich, als ſeinem Herrn gehörend, erkannte. Nach einem Blicke darauf wurde es Lorenz plötzlich klar, daß Anne mit Hilfe Georg's die von Gutenberg ſchmerzlich vermißten Gegenſtände aus der Preſſe entwendet habe. Sie war ihm nach Straßburg vorausgeeilt und war mit Georg in der Kammer geweſen, während Klaus vergebens den Schlüſſel zu derſelben ſuchte, den Georg bereits beſaß und den er angeblich unter dem Kopfkiſſen des Todten gefunden haben wollte. Es blieb Lorenz darüber kein Zweifel mehr, und ehe noch die Erſchrockenen zur Beſinnung kamen, ſchlug er mit derbem Schlage auf den Tiſch und rief voll Ingrimm:

„Ihr Diebe, Ihr ſchlechtes Geſindel! So, habe

ich Euch endlich erwiſcht, Frau Gutenbergin, bei dem Liebſten, mit deſſen Hilfe Ihr Euern Eheherrn beraubt und betrügt? Aber das ſoll Euch nicht geſchenkt ſein, ſo wahr mir Gott in allen meinen Nöthen helfen möge. He, holla, ihr Leute, ihr ehrlichen Nachbarn, zu Hilfe! — Wohnt denn keine einzige redliche Seele in dieſer vermaledeiten Spitzbubenhöhle?"

„Was? Mein Haus eine Spitzbubenhöhle?" kreiſchte die Stimme eines Weibes, die aus einer Nebenſtube hervorſtürzte. „Wer iſt der Strolch, der Nichtsnutz, der ſo etwas redet? Warum werft ihr ihn nicht die Stiege hinunter, daß er das Genick bricht und ihm Hören und Sehen vergeht?"

Georg ſprang auf, Lorenz zu packen; doch ſchon war dieſer am Fenſter, es aufzureißen und um Hilfe zu rufen.

„Lorenz, um Gotteswillen, ſchweig — komme doch zur Vernunft!" flehte Anne. „Und du, Georg, keine Gewaltthätigkeit! Es gäbe Lärmen, Auflauf in der Gaſſe, Stadtſcandal und Gott weiß, was noch Alles."

Georg, der Lorenz gepackt hatte, kam bei dieſen Worten zu einiger Ueberlegung und bat mit Anne

den Ergrimmten, ſie erſt ruhig anzuhören, ehe er weiteren Lärmen mache.

„Die Nachbarn ſtrecken ſchon die Köpfe zu den Fenſtern heraus,“ raunte der junge Mann, der bisher ganz ruhig geblieben war und wie in Verlegenheit mit den Sachen, die auf dem Tiſche umherlagen, geſpielt hatte, der Hausfrau zu, die mit aufgeſtützten Armen ſich an den Tiſch poſtirt hatte und ſich nun alsbald wieder in den Streit miſchte.

„Das fehlte mir noch, Scandal in meinem ehrlichen Hauſe! Nein, Georg, ſo gern ich dir auch zu Willen bin und auch Euch, Frau Gutenbergin —, ſo weit geht doch meine Gefälligkeit nicht. Macht die Sache im Guten aus — ich will nichts damit zu thun haben.“

Lorenz, dem inzwiſchen eingefallen war, daß eine öffentliche Beſchimpfung ſeines Weibes Gutenberg höchſt ungelegen kommen könnte, indem dabei das Wichtigſte war, was leicht mehr, als er wünſchte, von ſeinen geheimen Arbeiten bekannt werden würde, da jedenfalls bei einem Proceſſe die Gegenſtände des Raubes einer weiteren Unterſuchung ausgeſetzt waren, zeigte ſich zu einem Abkommen in Güte geneigt, doch hielt er feſt an zwei Bedingungen.

Erſtens: Anne ſolle künftighin nicht mehr in St. Arkobaſt wohnen, ſich über ihren Lebensunterhalt mit ihrem Manne gütlich verſtändigen, und wolle dieſer eine gerichtliche Trennung vorziehen, dieſer nichts entgegenſtellen. Zweitens: ſolle ihm ſofort Alles ausgeliefert werden, was ſie Gutenberg entwendet.

„Hier iſt es," ſprach ſogleich der Mann, der ſich inzwiſchen damit beſchäftiget hatte, zu Lorenz, indem er die umherliegenden Gegenſtände, Formen und einzelne Lettern zuſammenraffte und in ein Tuch band.

Lorenz griff gierig darnach. Er hatte nicht bemerkt, daß ein großer Theil der geſchnitzelten Buchſtaben während ſeiner Unterhandlung mit Anne und Georg in die Taſche jenes Mannes gewandert war. Anne wollte nicht gleich auf die an ſie geſtellten Bedingungen eingehen, als jedoch Lorenz ihr und Georg drohte, eine Anklage ſowohl bei dem Rathe der Stadt, als dem geiſtlichen Gerichte zu erheben, fand ſie es klüger, nachzugeben, und hoffte im Stillen von dem friedfertigen Sinne Gutenberg's das Beſte für ſich.

Sehr befriedigt durch ſeine Thaten ſchritt der

treue Diener St. Arkobaſt zu und überbrachte mit einer Thräne der Freude das Bündel ſeinem Herrn. Doch Gutenberg's anfängliches Entzücken darüber wurde bald gedämpft, als er die fehlenden Typen vermißte, deren ganzer Erſatz ihm am meiſten am Herzen lag.

„Waren ſie verſchleudert worden, die kleinen, unanſehnlichen Dinger — oder in eine Hand gerathen, die ſie feſthielt, — ihre Bedeutung erkannte?“

Eine namenloſe Unruhe bemächtigte ſich ſeiner und ließ ihn wenig auf das achten, was ihm Lorenz von ſeinem Weibe berichtete. Am andern Tage mußte er ihn erſt wieder daran erinnern, ein ſchriftliches Abkommen mit Anne aufzuſetzen, das ihn von ihrer Gegenwart befreite und ihren Lebensunterhalt, ſo weit es Gutenberg möglich war, ſicherte. Weiter wollte er es nicht treiben, und Anne gab ſich vorerſt damit zufrieden. Sie blieb bei der Verwandten Georg's, doch Zank und Streit trennten ſie bald wieder und ſie lebte von da an allein für ſich. Georg beſuchte ſie noch einige Zeit, zog ſich aber dann von ihr zurück, theils weil ſie ihm läſtig wurde, theils auch, weil er mit ſeinem Bruder Klaus die

Absicht hatte, an Stelle ihres verstorbenen Bruders den Geschäften Gutenberg's sich anzuschließen.

Dieser jedoch ging nicht darauf ein und forderte von ihnen die Presse, wie auch alles vorhandene Material und die gemachten Sachen zurück, was sie ihm seither unter dem Vorwande der Erbschaftsausgleichung vorenthalten hatten. Die Brüder Dritzehn, erboßt darüber, daß er ihnen keinen Antheil gönnen wollte, verklagten ihn bei dem hohen Rathe der Stadt und verlangten, daß er ihnen das von dem Verstorbenen vorgeschossene Geld zurückgeben solle, sowie auch die Gelder, wofür Andreas sich verbürgt, als Gutenberg Material, Blei und dergleichen gebraucht habe, und was der Verstorbene später hätte bezahlen müssen. Gutenberg dagegen behauptete, daß das Letztere unwahr sei, und da sie keine hinreichenden Beweise dafür hatten, zerfiel die Klage in sich selbst. Gegen die andere Klage brachte er einen versiegelten Brief, der die Bedingungen ihrer Verbindung enthielt. Sie lauteten, daß wenn einer der Genossen während der fünfjährigen Dauer ihrer Gesellschaft mit Tod abgehen würde, alles Geschirr und gemachte Werk den Ueberlebenden zugehören solle, und die Erben des Verstorbenen erst nach

Ablauf dieſer Zeit Anſprüche auf hundert Gulden machen könnten. Nun habe aber Andreas erſt vierzig Gulden von einhundert und fünfundzwanzig, die er zu zahlen gehabt, entrichtet, ſei alſo noch mit fünfundachtzig im Rückſtand, weshalb ihm von Allem, was ſich in der Geſellſchaft vorfinde, nichts zukomme, als fünfzehn Gulden. Damit und mit den fünfundachtzig Gulden, welche nicht bezahlt worden, ſeien die bedungenen hundert Gulden entrichtet. Nachdem Gutenberg, Heilmann und Riffe die Wahrheit von dieſem Allen beſchworen, wurde den Klägern aller Anſpruch an die Genoſſenſchaft des Verſtorbenen bis auf fünfzehn Gulden abgeſprochen *), und Gutenberg kam wieder in den Beſitz der Preſſe und alles deſſen, was ſich in der Werkſtätte in Dritzehn's Hauſe vorfand.

Er arbeitete ſeitdem nur noch in St. Arkobaſt, da aber weder Hans Riffe, noch Heilmann mehr Geld zuſchießen wollten, zerſchlug ſich die Spekulation mit der Wallfahrtsmeſſe gänzlich. Ueberhaupt ver-

*) Als merkwürdiges Denkmal der alten Abfaſſung ſolcher Rechtserkenntniſſe findet ſich dieſes berühmte Aktenſtück in ſeiner ganzen Ausdehnung in Johann Wetter's Geſchichte der Buchdruckerkunſt, S. 68–72.

loren ſeit dem Tode des thätigen und unternehmenden Andreas Dritzehn die beiden Anderen den Muth, und nur noch ein loſes Band hielt ſie fortan mit Gutenberg zuſammen. Riffe gab ſein eingeſetztes Gut verloren und tröſtete ſich als wohlhabender Mann darüber; — Heilmann ſuchte durch Steineſchleifen und ſchneiden das Eingeſetzte wieder zu verdienen und Gutenberg war ihm dabei ſo viel wie möglich behilflich. Ihm ſelbſt erging es ſchlimm. An den großen Gedanken feſt gekettet, opferte er ihm Alles. Durch neue Verſuche immer wieder zu ſchönen Hoffnungen baldigen Gelingens ermuthigt, gab er ſein Letztes dafür hin. Eine kleine Erbſchaft, die ihm von Mainz zukam, und all das, was ſeine Mutter als möglichſt entbehrlich ihm ſandte, hatte er in kurzer Zeit wieder verbraucht. Nur das, was er für Katharina niedergelegt, blieb unangetaſtet als ſein und Martin's Geheimniß.

Da Alles, was ihm bis jetzt gelungen, ihn nur als einzelne Denkmale der Kindheit ſeiner Erfindung umſtanden, noch unfähig zu ſelbſtſtändigem Leben, ſtockte ſein Erwerb gänzlich, und er gerieth in Schulden, die ihn oft ſchwer drückten. Dabei ſah er ſich vereinſamt, verlaſſen, ein beklagter, oft verſpotteter

Sonderling in dem einſamen St. Arkobaſt, der Vermögen, Verdienſt und Leben einer geheimen Kunſt hinopferte, von welcher nach Jahren und Jahren immer noch nichts zum Vorſchein kommen wollte. Nicht freundliche Theilnahme, nur die Neugierde drängte ſich noch zuweilen in St. Arkobaſt ein, und auch die Bosheit umſchlich das ſtille Haus — in ſeinem ergrimmten Weibe Anne, welche mit Quälereien aller Art die Tage des einſamen Forſchers, deſſen Namen ſie trug, zu trüben ſuchte und immer und immer wiederkehrte, Anſprüche an ihn zu machen, die er nicht erfüllen konnte, ohne ſeine Schulden zu mehren, machte die ſchwere Laſt ſeiner Tage noch ſchwerer.

Der Gedanke, nach Mainz zurückzukehren, lag ihm oft ſehr nahe, doch immer wieder ſchob er es auf. Erſt dies und jenes wollte er verſuchen — nur etwas weiter wollte er noch in ſeiner Kunſt kommen, ehe er wieder in die Vaterſtadt einzog, um ſie dort auszuüben. Bald fehlte an dieſem noch etwas, bald war jenes nicht ſo wohl gerathen, wie er gehofft — und dann, wie war es möglich, ſich zu trennen von den theuren Gegenſtänden, die ſich um ihn in ſeiner Werkſtätte aufgehäuft hatten und die er nicht alle mitnehmen konnte. An jedem hingen

die Schweißtropfen mühsamer Arbeit — und was noch weit mehr — sie waren die bildliche Stufenleiter seiner geheimsten Gedanken, die lieben, schmerzlich theuren Zeugen jahrelangen vergebenen Suchens, jahrelangen mühsamen Fortschreitens auf dem endlich entdeckten Wege zum fernen Ziele. Und so blieb der einsame Mann wieder Jahr auf Jahr in Straßburg. Da endlich sagte er eines Tages zu Lorenz, dem einzigen treuen Gefährten, der ihm in der Fremde geblieben:

„Freue dich, mein guter Lorenz, wir ziehn jetzt heimwärts. Der Mutter Leben neigt sich zu Ende, sie verlangt nach dem Sohne. Und dann auch komme ich mit meinem Schaffen hier nicht mehr weiter. Ich sehe ein, daß ohne Mittel, ohne Geld mein Werk nicht weiter voranschreitet. Vielleicht finde ich die rechte Hilfe in der Heimath. Ach, guter Lorenz, mein Stolz war zu groß. Ich baute zu viel auf die eigene Kraft, hatte zu wenig Vertrauen zu Anderen und verschloß allzu ängstlich, was ich dachte, was ich that — und möchte es jetzt noch verschließen wie mein eigenstes Eigenthum. — Das hängt mir von der Jugendzeit an, wo der schuldlose, kindliche Sinn sein theuerstes Verlangen vor dem Hochmuthe verbergen und es

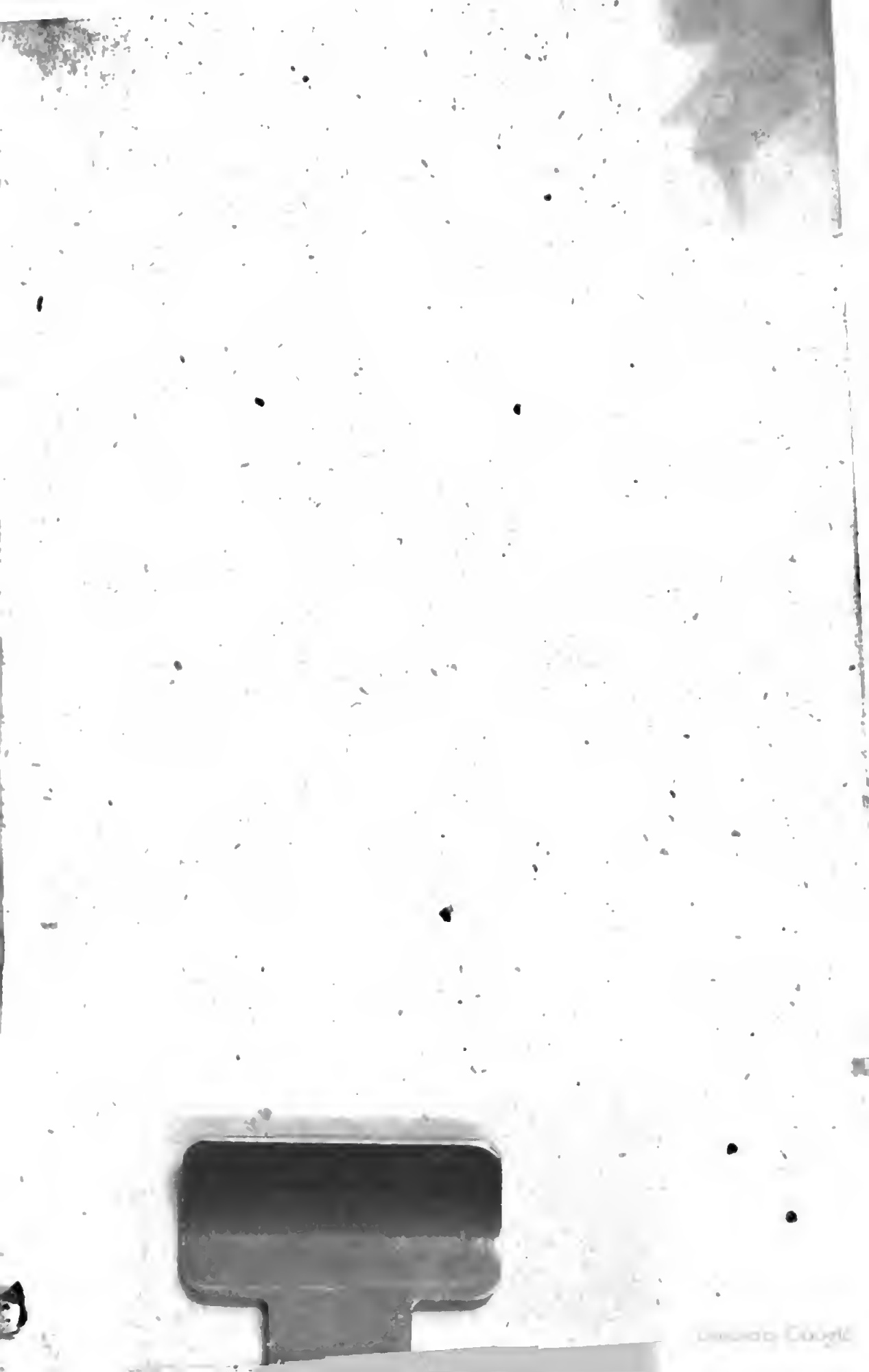
aus der Heimath in die weite Welt flüchten mußte. Jetzt kehre ich wieder dahin zurück, von wo ich vor einigen zwanzig Jahren ausgegangen bin, noch erfüllt von demselben Gedanken, mit demselben festen Willen und dem mühsam errungenen Gute, demuthsvoll ergeben in das Geschick, das mich nach langem alleinigen Suchen zur Erfindung, doch nicht bis zur Vollendung führte."

Er senkte sein Haupt tief auf die Brust herab.

Lorenz schlich leise weg. Er wollte den Betenden nicht stören. —

Wenige Wochen später lag ein großer Haufe von verschiedenen Gegenständen aufgeschichtet im Hofe von St. Arkobast. Mehrere größere und kleinere Kisten standen zur Seite, die Lorenz im Laufe des Tages mit Hilfe eines Karrens nach einem Schiffe brachte, das bestimmt war, morgen nach Mainz abzusegeln. Als die Nacht kam, trat Gutenberg, der eben den letzten Pack Lorenz zum Besorgen übergeben hatte, mit einem brennenden Kienspahne aus dem Hause und warf ihn in den aufgeschichteten Haufen. Hell loderten die Flammen empor und ernst in ihre Gluth hineinschauend, sprach Gutenberg laut:

„Nichts bleibe von meinem Schaffen hier zurück,

als was mir geraubt worden. Möge der Same, nach dem eine ſündige Hand griff, in eine gute fallen, durch ſie ausgeſtreut werden und Wurzel faſſen und dir ſchöne Früchte tragen, Straßburg, du liebe deutſche Stadt! Dankbar werde ich ſtets deiner gedenken, wie dein, du mein ſtilles, einſames Haus — du Stätte tiefer Leiden und hoher Freuden. Hier war das Suchen und Finden — in Mainz werde die Vollendung — und gedeiht ſie der Welt zum Heile, ſei nächſt Gott dir die Ehre, theure Vaterſtadt! — Und du, Katharina, Heilige meines Lebens, du nimm einſt mein erſtes großes Werk als fromme Gabe hin. Dein Auge falle zuerſt ſegnend darauf, deine Hand faltete ſich zuerſt betend darüber — über der gedruckten heiligen Schrift!“

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.